Nr. 7. Jahrgang V. **Allgemeine** Berlin, 14. Februar 1896.

Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun".

Herausgeber: H. Levin.
Redaktion und Verlag: Roßstraße 3.
Telephon Amt I, Nr. 558.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Inland Mk. 2,00. * Ausland Mk. 2,50.
Post=Zeitungsliste Nr. 108.

Die „**Wochenschrift**" erscheint an jedem Freitag mindestens 16 Seiten (2 Bogen), der „**Jeschurun**" am Schlusse jeden Monats mindestens 8 Seiten (1 Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Anzeigen werden mit **25 Pfg.** für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum berechnet. Bei Wiederholungen oder größeren Aufträgen tritt eine Preisermäßigung ein. Alle Annoncen=Expeditionen sowie unser Bureau nehmen Anzeigen für dieses Blatt entgegen.

Inhalt:

Aus dem Gemeindeparlament in Berlin.

Im hellen Lichterglanze erstrahlte am Montag Abend der Sitzungssaal der jüdischen Gemeinde. War es doch ein hochwichtiger Akt, der dieses Mal vollzogen werden sollte, die Einführung nämlich der neu= und wiedergewählten Repräsentanten, sowie deren Stellvertreter. Unten im Saale herrschte ein lebendiges Treiben, alle Erschienenen hatten sich in höchste Gala geworfen und harrten erwartungsvoll der Dinge, die da kommen sollten. An den fragenden Blicken und dem etwas zaghaften Auftreten erkannte der Kundige bald den Neuling, der dann aber bald von einigen „alten Herren" in die Mitte genommen und in die erlauchte Gesellschaft eingeführt wurde. Eine lebhafte Bewegung entstand, als die imposante Gelehrtenfigur Senators den Saal betrat; mit nicht minderem Interesse hafteten die Blicke auf dem in Arbeit und Studium frühzeitig ergrauten Haupte des Professor Baginsky, auch die jugendlich geschmeidige Gestalt Professor Levins erregte Aufsehen. Von der Vogelperspektive aus betrachtet, sind die Mehrzahl der Gewählten würdige Herren in gesetztem Lebensalter, doch auch manches recht jugendlich dreinschauende Gesicht macht sich darunter nicht unangenehm bemerklich. Der Vorstand war vollzählig vertreten, von den wenigen wiedergewählten „liberalen" Stellvertretern war nur Geheimrat Boas anwesend, sonst war das Kollegium fast vollzählig. Nur ein einziger Herr, der sonst niemals bei dieser Feierlichkeit zu fehlen pflegte, war diesmal nicht zugegen, der Polizeibeamte nämlich, der sonst stets als Vertreter der Behörde die Einführung und Verpflichtung vornahm. Vermißt wird ihn aber wohl niemand haben, und so konnte denn gegen 7½ Uhr der Vorsitzende des Vorstandes, Herr Justizrat Meyer, den Platz einnehmen, den sonst der Vorsitzende der Repräsentanten einzunehmen pflegt, um in höchst eigener Person und mit der ihm eigenen Beredsamkeit den Einführungsakt zu vollziehen. Die Rede, die Herr Justizrat Meyer bei dieser Gelegenheit hielt, trug die Bedeutung einer programmatischen Kundgebung. Sie zeigte für den Kundigen aber schon nach den ersten Sätzen, daß Herr Meyer ganz der Alte geblieben ist. All das, was sich seit Monaten ereignet, die vollzogenen Wahlen, die gegen früher gänzlich veränderten Ergebnisse derselben, der ganze Zug der Verjüngung, der durch die Gemeinde geht, das ganze Streben, endlich aus den unhaltbar gewordenen, verrotteten und vermorschten Verhältnissen herauszukommen — alle diese Strömungen scheinen an diesem wie ein Petrefakt in die moderne Zeit hineinragenden, im Aktenstaube grau gewordenen Formellisten spurlos vorübergegangen zu sein. Er will nun einmal zu den Leuten gehören, von denen ein geflügeltes Wort sagt: „Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen". Doch lassen wir ihn selber reden:

Als ein hochbedeutsamer Moment, so etwa begann der Redner, sei es zu betrachten, daß die neugewählten Gemeindevertreter zu einer Zeit in ihr Amt eintreten, wo das revidierte Gemeindestatut nun endlich zur Wirklichkeit geworden wäre. Aber durch diesen Schritt seien noch keineswegs alle Zweifel gehoben, man sehe das aus den verschiedenen Einsprüchen gegen die Richtigkeit der Wählerliste, die augenblicklich beim Oberverwaltungsgericht zur Entscheidung ständen. Auch habe kürzlich der Polizeipräsident in einem Schreiben das ganze Wahlsystem bemängelt als unpraktisch, namentlich auch wegen der langen Dauer des Wahlermittlungsverfahrens. — Ein sehr vernünftiger Herr, der Herr Polizeipräsident! In Herrn Justizrat Meyers Augen freilich ist dieses Wahlsystem ein Fortschritt gegen früher, namentlich ist nach seiner Meinung

das Wahlgeheimnis gesicherter als früher. Den ausgeschiedenen Mitgliedern spricht der Herr Vorsteher sodann für ihr bisheriges Wirken Dank und Anerkennung aus mit dem Wunsche, daß sie auch in Zukunft ihr unvermindertes Interesse den Gemeindeangelegenheiten bewahren mögen.

Hochbedeutsam sind die Ausführungen, die hieran sich schlossen. Herr Meyer kam auf unser Blatt zu sprechen, das mehrfach ausgesprochen, Herr Justizrat Meyer nebst Kollegen im Vorstand würden nach dem für sie vernichtenden Ausfall der Wahlen vom Amte zurücktreten. Herr Meyer bezeichnet eine solche Meinung als eine bedauerliche Unterstellung, als einen Versuch, von vornherein Mißtrauen zu säen. Er gedenke auch in Zukunft gleich seinen übrigen Kollegen sein Amt beizubehalten „zum Heile der Gesamtheit“. Nur auf der Grundlage des Friedens und eines beiderseitigen guten Einvernehmens sei eine geordnete Verwaltung möglich. Die behaupteten Gegensätze seien nur scheinbarer Natur, der Berührungspunkte dagegen viele. — Also der langen Rede kurzer Sinn: Herr Meyer ist nach wie vor von seiner Unentbehrlichkeit überzeugt, und Herr Meyer bleibt demgemäß. Herr Meyer ist eben zähe, viel zäher als wir geglaubt hatten; die deutsche Sprache hat für diese Eigenschaft noch eine andere, drastischere Bezeichnung. Im übrigen denken wir an den alten Satz, daß die Verhältnisse stärker sind als der Wille des Menschen. Volentem ducunt, nolentem trahunt. Der alte Gemeinplatz von dem einträchtigen Zusammenwirken zwischen Vorstand und Repräsentantenkollegium ist eine alte Leibmelodie des Herrn Meyer, sie bedeutet, ins Deutsche übertragen, im Munde des Herrn Meyer immer nur das Eine: „Einer muß nachgeben, ich aber nie“.

Herr Justizrat Meyer wandte sich sodann in eindringlichen Worten an die neugewählten Mitglieder der Versammlung. Was er da sprach, erweckte in uns die Erinnerung an das bekannte Goethe'sche Gedicht vom Rattenfänger. Aber auch die bekannte Predigt des Fuchses an die Hühner glaubten wir stellenweise dabei zu vernehmen. „Ich kenne das Lied, ich kenne den Text, ich kenne auch den Verfasser, ich weiß, sie trinken heimlich Wein und predigen öffentlich Wasser.“ Die Kritik hat ja leicht und bequem reden, so etwa äußerte sich der Herr Vorsteher, sind die Herren aber einmal gewählt, so nehmen sie eine verantwortungsvolle Stellung ein, und dann sieht man die Dinge in einem ganz anderen Lichte an. Eine uralte Binsenweisheit, gleichzeitig eine Zumutung an den bekannten beschränkten Unterthanenverstand und eine Aufforderung zu löblicher Unterwerfung und Opfern des Intellekts. Ein beschämend geringes Verständnis für Mannesmut und Mannesehre giebt sich darin kund. Da haben wir denn doch eine bessere Meinung von den Herren Repräsentanten.

Sehr salbungsvoll sprach der Herr Justizrat alsdann von dem leider verloren gegangenen Sabbat, von dem Streben, das dahin gerichtet sein müsse, den Glauben der Väter zu bewahren, dem heranwachsenden Geschlecht die Liebe zum Judentum zu erhalten, und noch viele andere schöne Dinge. Wunderbar schöne Worte, leider aber auch nichts weiter als das: Redensart, Phrase, klingendes Erz und tönende Schelle. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“, wie Herr Justizrat Meyer und seine Getreuen dies aufgefaßt und durchgeführt haben, darüber ist eigentlich gar kein Wort zu verlieren. Daß an diese Herzensergüsse natürlich der Wunsch sich knüpfte, den Wagen nicht rückwärts zu schieben, sondern der Zeitströmung Rechnung zu tragen, daß der Religionsunterricht der Gemeinde dabei über den grünen Klee gelobt wurde, daß wieder jene unglückseligen Frauen und Kinder, die kein Hebräisch verstehen, in Parade aufmarschieren mußten, das alles versteht sich bei Herrn Justizrat Meyer ganz von selbst. Seinen Lieblingswunsch jedoch nach einem rein deutschen Gottesdienst behielt er aber dieses mal in seines Herzens Schreine verborgen, eine fatale Erinnerung an eine Rede in der Lindenstraße mochte hier wohl mitwirken.

Der Redner bezeichnete alsdann einige der wichtigsten Aufgaben, die in nächster Zeit ihre Erledigung finden müßten. Dazu gehöre in erster Reihe die Frage der Rabbinerwahl. Als wünschenswert und erforderlich erachtete Herr Meyer die Wahl eines Rabbiners, der allen extremen Richtungen fernstehe und mit hervorragendem religiösen und profanen Wissen die gleiche Rednergabe besitze. Das sei auch bei den bisherigen Berufungen Grundsatz gewesen. — Nein, Herr Justizrat, mit Verlaub, so ist es nicht gewesen. Alle bis jetzt berufenen Probeprediger gehörten der extremen liberalen Richtung an, und wenn es nach Ihrem Willen ginge, bekämen wir wieder einen „Rabbiner“, der viel im Munde, aber wenig im Kopfe führt, der viel zu reden, aber nichts zu sagen hat, und mit den übrigen vier Herren zusammen das fünfte Rad am Wagen bilden kann. Glücklicherweise haben hier andere Leute auch noch ein Wort mitzureden, und Herrn Justizrat Meyers Wünsche und Hoffnungen werden vergehen und hoffentlich nimmer wieder erstehen.

Besonders am Herzen liegt Herrn Meyer die Vereinigung der Reformgemeinde mit der Hauptgemeinde. Auch hofft er von der Zukunft den Wiedereintritt der orthodoxen Separatgemeinde.

Auf die Einrichtung des Jugendgottesdienstes ist Herr Justizrat Meyer stolz. Nur beklagt er es, daß diese Institution von Seiten der Rabbiner nicht die erforderliche Unterstützung fände. Man werde nicht umhin können, Kandidaten und Unterprediger zu diesem Zwecke heranzuziehen. Zur Frage der Wohlthätigkeit übergehend, schlägt Herr Meyer wieder die bekannten Töne an von der Rücksicht auf die Finanzlage der Gemeinde, daß man nicht allein das Herz zu Rate ziehen dürfe — alles alte Ladenhüter, von denen noch kein Hungriger satt geworden ist.

Mit Recht weist Redner zum Schlusse darauf hin, daß es kaum nötig sei, die Mitglieder der Versammlung noch besonders auf die übernommenen Pflichten hinzuweisen. Die schärfste Kritik fordert es aber heraus, wenn Herr Justizrat Meyer zum Schlusse seiner Ausführungen von der Anmaßung sprach, von außen her an die gewählten Vertreter Instruktionen zu erteilen, von dem bedauerlichen Versuche, den Schwerpunkt dieser Versammlung nach außen zu verlegen u. s. w. „Von diesem Saale aus soll das Licht ausgehen“, rief Herr Meyer sogar mit einer bei ihm selten zu hörenden Emphase aus. Wir wollen hoffen, Herr Justizrat! Und wenn bei diesem Lichteffekte einige Nachtvögel, die heut ein Vierteljahrhundert hier seine Nester gebaut, aus der Gemeindestube herausgescheucht

werden sollte, so soll es uns noch lieber sein. Was aber die Einwirkungen von außen betrifft, so ist man in aller Welt darüber einig, daß es für beide Teile, Wähler wie Gewählte, nur von Segen und dauerndem Gewinn ist, wenn beide in steter inniger Fühlung mit einander bleiben, denn nur so kann der Gewählte wissen und erfahren, was der Gemeinde frommt. Herr Justizrat Meyer freilich steht noch auf dem Standpunkt von Anno dazumal, wonach jeder Gewählte, sobald er sein Amt angetreten, gewissermaßen ein höheres Wesen darstellt, dem mit der Ausübung des Amtes auch ein höherer Verstand zu teil wird, der es nicht notwendig und rätlich erscheinen läßt, noch fürder mit der misera contribuens plebs in Berührung zu treten.

Also sprach Meyer. Sodann traten die einzelnen Herren vor und gaben an Eidesstatt ihren Handschlag ab. Nunmehr übernahm Herr Löwenberg als Alterspräsident die Leitung der Versammlung und trat das Kollegium in die Erledigung des geschäftlichen Teiles ein. Hierüber an anderer Stelle.

Für die Konservativen!

Noch ein Wort zur Rabbinerwahl in Berlin.

> Für Recht und Freiheit sollte ich sagen: aber verständen das die Menschen, dann wäre keine Not und es bedürfte der Rede nicht.
>
> (Börne, „Für die Juden.")

Im Begriffe, für die Juden einzutreten, für eine Gemeinschaft, aus der er ausgetreten war, hält es Börne für angebracht sich zu salvieren, sein Beginnen zu erklären. Ein gleiches thun auch wir, mit den nämlichen Argumenten, denselben Worten, indem wir uns anschicken an dieser Stelle wiederholt für die orthodoxen Juden in Berlin einzutreten, — für eine religiöse Richtung, die nicht die unsrige ist.

„Für Recht und Freiheit sollte ich sagen"; und darum wird kein rechtlich Denkender eine Inkonsequenz darin erblicken, wenn ein freisinniger Mann den berechtigten Forderungen der konservativen Partei jene Anerkennung gewährt, auf die sie unzweifelhaft Anspruch haben. Eine solche berechtigte Forderung ist aber die hier schon oft ausgesprochene, daß man nämlich bei der Besetzung des durch Pensionierung des Herrn Dr. Ungerleider erledigten Postens auch der Stimme des Publikums einige Rücksicht schenken und nicht, wie es in der alten Aera zu geschehen pflegte, mit großstädtischer Nonchalance und kleinstädtischer Befangenheit ein Amt an den ersten besten Günstling der Protektion verleihe, vergeude und daß man dem Verlangen der konservativen Gemeindemitglieder entsprechen möge, die mit Herrn Dr. Ungerleider den einzigen Vertreter ihrer Richtung aus dem — sagen wir — Rabbinatskollegium ausscheiden sehen. Die Forderung lautet: Anstellung eines **Rabbiners** — **neben** den amtierenden vier **Predigern** wenn es sein muß, **über** die amtierenden Prediger, wenn es sein kann. „Rabbiner" und „Prediger" — das sind zwei verschiedene Begriffe, obwohl sie in den letzten Jahren bunt durch einander geraten sind; und weil sie in den letzten Jahren bunt durch einander geraten sind, wollen wir ein Wort der Aufklärung sprechen:

Das Amt des Predigers ist ein rein ideales, und daher giebt es keinen festen Maßstab für seine Qualifikation. Er predigt, hält Gelegenheitsreden, vollzieht Trauungen, wird den ganzen Tag umlagert, gehetzt, gejagt. — Was aber befähigt ihn zum Prediger, und worauf gründet sich die Notwendigkeit seines Amtes? Der jüdische Gottesdienst kann auch ohne Predigt bestehen, die Gelegenheiten passieren auch ohne Reden, Trauungen wie Leichenbegängnisse finden bei uns auch ohne oratorische Begleitung den Weg — alles Fleisches. Dennoch stellt niemand die Wichtigkeit dieses Amtes in Abrede, wenn man auch nicht angeben kann, wie man sich hierzu qualifiziere. Allein weil der Prediger und sein Amt so inkommensurabel sind, werden sie nicht so leicht zum Gegenstand eines Streites, stören niemals den lieben „Frieden", und die Meinung des Vorstandes steht so ruhig und unangefochten der entgegengesetzten Ansicht des Publikums gegenüber, wie die eine Reihe einer Pappelallee ihrem allezeit getreuen vis-à-vis. Das ist ein alter geometrischer Satz, daß zwei parallele Linien sich, auch ins Unendliche verlängert, nie treffen, nie auf einander stoßen können. Ist der Prediger seinem Amte gewachsen, dann freut man sich der Acquisition; hat man sich in ihm getäuscht, so ignoriert man ihn einfach und der gemütliche Philister sagt sich: Besser eine unsinnige, als gar keine Predigt, denn mancher läßt sich lieber Fliegen im Gemüse gefallen, als auf alles Fleisch zu verzichten. Da wird es denn auch dem Vorstande leicht zu dekretieren, oktroyieren, koordinieren, seine Günstlinge zu protegieren — es fühlt sich niemand davon verletzt, wollte er auch Bedientenseelen mit Genies rangieren lassen. Denn am Ende, was verschlägt der Firlefanz mit leeren Titulaturen und Koordinierungen? Eins ist Eins und die Null bleibt Null, verzehnfacht nur wie jede Folie den Wert der Ziffer und wenn man auch noch so viel offizielle Reklame dafür machte. Wer sich für das Judentum interessiert, dessen Urteil bleibt aufrecht und wird von keiner Windbeutelei der hohen Protektion erschüttert, und dem Indifferenten, der eigentlich gar keinen Prediger braucht, kann eben darum jeder recht sein.

Anders steht es mit dem **Rabbiner**. Seine Aufgabe soll keine so ideale, aber dafür auch eine mehr faß- und definierbare sein. Der Rabbiner steht im Dienste des strikten Religionsgesetzes, ist Jurist, Interpret jener zahllosen kleinen Verordnungen, aus denen das praktische Judentum, welches den konservativen Naturen als die eigentliche Religion gilt, seit Jahrhunderten besteht. Ueber die Qualifikation zu diesem Amte herrscht keine Verschiedenheit der Meinungen, denn die Anforderungen an dasselbe resultieren aus dem Begriffe und Wesen des Rabbinates selber. Der Rabbiner muß gründliche Kenntnisse des Talmuds und der späteren Kasuisten besitzen. Neben dem theoretischen Wissen und der Gewandtheit in Handhabung der eigentümlichen Methode, bedarf er einer Geistesgegenwart, um die kasuistische Entscheidung rasch und ohne unnötige Verzögerung zu erteilen, er muß also Uebung und Erfahrung haben, zumal in einer Großgemeinde, wo ihm an einem Tage leicht 20 bis 30 Fragen aus den verschiedensten Gebieten der religiösen Praxis zur Entscheidung vorkommen könnten, die augenblicklich, so zu sagen standrechtlich abgeurteilt sein wollen.

Aber damit begnügt man sich in jenem Kreise, für welchen man den **Rabbiner** bestellt, noch immer nicht. Man verlangt

vielmehr, daß derjenige, dessen Aussprüchen man Folge leistet, auch seinen eigenen Lebenswandel mit diesen Aussprüchen identifiziere, daß er die Religion, die er lehrt, pünktlich vorlebe. Er darf nicht nur kein Aegernis geben, sondern muß wirklich die observanzmäßige Lebensweise zu seiner Natur gemacht haben. Da hilft es nichts, mit Käppchen demonstrieren, Neuorthodoxie affektieren, mit Altertümelei koquettieren — denn die orthodoxen Herren haben einen feinen Instinkt, die Echtheit von einer Form der Kourtoisie zu unterscheiden. Die Observanzen, deren Beobachtung man einem Prediger nicht einmal zumutet, werden vom Rabbiner mit aller Strenge gefordert. Man wird kein Vertrauen zu einem Manne fassen, der ritualwidrigen Wein trinkt, oder verbotene Gewebe an seinem Leibe trägt, oder das Haar gegen die Vorschrift verschnitten hat, oder mittelst Scheermessers sich rasieren läßt, und so giebt es tausenderlei Vorschriften, die man hundertmal im Tage vergessen und unabsichtlich verletzen kann, wenn sie nicht durch frühe und unablässige Uebung gewissermaßen zur Daseinsnorm geworden sind.

Haben wir somit den Unterschied zwischen dem Prediger und Rabbiner beleuchtet, so wollen wir zuletzt noch auf den sehr wichtigen Umstand aufmerksam machen, daß das konservative Publikum, zu dessen Gunsten man eigentlich ein Rabbinat bestellt, denn doch in ganz anderer Weise, als der Fortschrittsmann an religiösen Institutionen sich beteiligt. Dem orthodoxen Manne hat eine unrichtige kasuistische Entscheidung etwas anderes zu bedeuten, als uns eine mißlungene Predigt. Wir können eine falsche Bibelauslegung, einen abgeschmackten Periodenbau, einen historischen Unsinn bedauern, vielleicht sogar belächeln und uns darüber lustig machen. Aber der Orthodoxe, der die Speise nach dem Ausspruch des Rabbiners genießen oder ihr entsagen soll, der in Keuschheitsfragen sich strikte nach der Entscheidung des Gesetzesinterpreten zu halten hat, der in einem Fehlgriffe bei Ehescheidungen und Leviratszeremonien das Institut der Ehe bedroht sieht, — der schöpft durchaus kein Amüsement aus der Unwissenheit oder Erfahrungslosigkeit seines Rabbiners. Er sieht vielmehr immer sein Seelenheil bedroht, sieht sich in seinen heiligsten Gefühlen verletzt, und er kann nicht in diesem Punkte dem „Frieden" huldigen. Wird daraus die schwebende Rabbinerfrage in der Weise der alten Aera behandelt, so beschwört man eine Empörung herauf, die mehr zu bedeuten haben dürfte, als eine Interpellation in einer Wählerversammlung, die man mit einigen Redensarten beschwichtigt. Die Orthodoxen würden ihr Heiligtum verunglimpft sehen und an das Gerechtigkeitsgefühl der Mitglieder apellieren, und selbst Reformer, die einiges Rechtsgefühl besitzen, werden ebenfalls auf die Seite der Konservativen treten. Denn man mag über die religiöse Kasuistik denken, wie man will, so muß man doch zugeben, daß es eine empörende Religionsstörung wäre, Organe dieser Kasuistik zu bestellen, deren Wesen mit den Grundsätzen der letzteren im vollständigen Widerspruche stehe.

Darum rufen wir den neugewählten Repräsentanten ein caveant patres zu, damit sie nicht aus vermeintlicher „Friedensliebe" ein Unrecht dulden, damit sie nicht geschehen lassen, daß Gewissenszwang geübt werde. Sie sind am Montag in ihr Amt eingeführt worden, sie treten in nächster Zeit zur ersten Beratung zusammen. Mögen sie, durch das Vertrauen der Wähler in den Sattel gehoben, zeigen, daß sie reiten können.

Zum Kompetenzstreit.

Von L. Weinberg, Bodenfelde.

Obgleich selbst Partei, will ich mich bemühen, so viel mir möglich, den vorliegenden Streitfall objektiv zu behandeln. Mir mißfällt an der Eingabe des Herrn Rabbiner Dr. Singer, daß dessen Klagen nicht genügend substantiiert und mit Thatsachen begründet sind. Da haben wir zuerst die alte Streitfrage, ob die Rabbiner- oder die Lehrerseminare ein größeres pädagogisches Wissen und Können vermitteln. Ja, wer will darüber Richter sein? Wenn Dr. Singer mich freihält, so wollen wir, vorausgesetzt, daß sie sich's gefallen lassen, gemeinschaftlich die Rabbiner- und die Lehrerseminare nach dieser Richtung inspizieren. Ob viel dabei gewonnen wäre, ist fraglich; ich glaube, die Sache bliebe so lang, als sie breit ist. Warum aber, in aller Welt, überweist man denn nicht die Ausbildung der Lehrer den Rabbinerseminaren? Warum ferner verschmähen denn die Rabbiner nicht die Anstellung als Direktoren der Lehrerseminare, und warum endlich machen diese Direktoren solche Klagen wie die des Herrn Dr. Singer nicht verstummen.

Thatsache ist, daß in Breslau im Jahre 1867 die Lehrabteilung zur Ausbildung der Religionslehrer aufgehoben worden, und daß deren Zöglinge daraufhin das jüdische Seminar in Hannover bezogen. Wenn der Grund darin lag, daß das Breslauer Seminar sich nicht der Staatsaufsicht unterwerfen wollte, so geht doch daraus hervor, daß die Königl. Regierung eine solche Aufsicht als zur Ausbildung von Lehrern in pädagogischer Hinsicht für unerläßlich hält. Man bedenke, daß die Lehrerseminare ihre Entstehung dem Umstande verdanken, daß man (namentlich am Ende des vorigen Jahrhunderts) die gelehrten Anstalten (Gymnasien und Universitäten) als zur Ausbildung von Volksschullehrern ungeeignet hielt. Diese Erkenntnis führte gerade hochgebildete Männer dazu, ihr ganzes Sinnen und Trachten dem Volksschulwesen zu widmen, wobei sie sich naturgemäß ihren gelehrten Standesgenossen, denen es doch zumeist um den Ausbau „der Wissenschaften" zu thun war, entfremden mußten. Sollte in dieser Anschauung jetzt Wandel geschaffen sein? Sollte das Volksschulwesen mißachtet sein, weil man jetzt immer höher und höher hinaus will! Aber um „höher" zu sein, muß mir doch etwas Niedereres als Sockel dienen, also ist auch heute noch das „niedere" Volksschulwesen unentbehrlich. (In dem obschwebenden Streite handelt es sich nur um Religionslehrer! Red.)

Herr Dr. Singer behauptet, daß viele Lehrer nicht imstande seien, einen „Lehrplan" abzufassen. Ich gebe ihm die Versicherung, daß bei einigem guten Willen ich an jedem von einem Rabbiner und meinetwegen von jedem Schul- und Regierungsrat ausgefertigten Lehrplan etwas werde auszusetzen haben. Trotzdem würde ich nicht sagen, diese Herren könnten keinen Lehrplan ausarbeiten. Es kommt immer auf den

Maßstab an, den der Beurteiler ansetzt, und es ist immer mißlich, Partei und Richter in einer Person zu sein. Es ist ein Unterschied, ob man den idealen oder den praktischen Maßstab anlegt. In ersterer Hinsicht soll ein vollständig einwandfreier Lehrplan erst noch geschaffen werden, vielleicht erleben wir ihn noch, vielleicht auch nicht. Das Praktische aber muß sich ans Bestehende anschließen, gleichsam den Hegelschen Satz erfüllend: „Alles, was ist, ist gut, weil es ist.“ Wenn man aber diese beiden Standpunkte in einander verschwimmen läßt, wenn es einem mehr um Rhetorik, als um Objektivität zu thun ist, dann ist man Prediger, aber nicht — Pädagoge. Man schädigt aber die Sache, der man dienen will, und die in die Oeffentlichkeit gesprochenen Worte schaffen unbegründetes, schädigendes Mißtrauen, wenn man, das Ideal vorschützend, erst eine Sache heruntersetzt, und dann, nachdem man genug geschädigt hat, unehrlicher Weise behauptet, man wolle nur die Praxis verbessern.

Ich komme nun zu den „Nebenämtern“. Am richtigsten wäre es vom didaktisch-technischen Standpunkte, wenn der Lehrer gar kein Nebenamt hätte. Die christlichen Lehrer fühlen sich sehr wohl dabei. Die Nebenämter sind zum mindesten zeitraubend; sie nehmen die Zeit weg, die der Präparation für den Unterricht könnte gewidmet werden. Nicht zum wenigsten ist das Predigtamt schädlich. Denn da die jüdischen Gemeinden, auch die kleinsten, hohe Ansprüche machen, so ist die Gefahr vorhanden, daß man sich zu sehr in die Ausbildung des Kanzelredners vertiefe, eine Beredsamkeit, die auf Stimmungen wirken soll, während der Schulunterricht im Gegensatze davon, die nüchterne Erkenntnis vermitteln will.

Allein, ich muß doch sagen, daß vitale Lebensfragen der jüdischen Religion gerade verlangen, daß beregte Nebenämter gerade den Lehrern übertragen worden, und die Rabbiner, welche wirkliche Hirten des Volkes sind, müssen von diesem Gesichtspunkte aus mir beistimmen. — Die Rabbiner sind zwar eher als die Lehrer zum Predigen befugt, sie haben weniger Schulunterricht zu erteilen, sie brauchen sich auch nicht allzusehr mit ihrem Vortrage zu identifizieren, da ihnen der litterarische Schatz des Midrasch und der Agada mehr zu Gebote steht. Allein wie soll es in den kleinen Gemeinden werden in Beziehung der Seelsorge? Diese Leute haben doch sozusagen auch eine Seele! Im übrigen ist es eine religiös-jüdische Pflicht, daß man mit dem Fröhlichen sich freue, mit den Trauernden trauere, und ich finde es ganz in der Ordnung, daß der Lehrer, wie es gerade fällt, traut und trauert, fröhliche und trauernde Reden hält. — Auf das salbungsvolle Gethue, auf das seelenvolle Gehaben am Grabe und vor dem Traualtar, darauf gebe ich keinen Pfifferling, das ist ausländische Ware, die noch nicht verzollt ist. Im übrigen, wenn der Rabbiner auch Lehrer ist, so dürfen auch sie nach den eigenen Worten des Dr. Singer auswärts keine geistliche Handlung vornehmen. Die Qualifikation zur Vollziehung von Trauungen bezieht sich nur darauf, daß man wisse, welche Ehe erlaubt sei und welche nicht. Das weiß natürlich ein Rabbiner besser als ein Lehrer. Aber trotzdem haben Rabbiner Ehen eingesegnet, die nicht nur jeder Lehrer, nein, jedes Schulkind, das den Pentateuch zu übersetzen vermag, als verboten kennt.

Zum Schluß noch eins! Wie es leichter ist, ein Fräulein zu sein, als eine tüchtige Köchin (als erstere besucht man eine höhere Schule, kommt als gebildete Dame in die Küche und chikaniert die praktische Köchin,) so ist es leichter, Inspektor als praktischer Lehrer zu sein.

Das argentinische Hilfswerk.

Der Verwaltungsbericht der Jewish Colonisation-Association über das Jahr 1895 ist soeben erschienen. Wir entnehmen dem Berichte folgende Daten:

Außer den früheren Ansiedlern, die sich in den Kolonien von Mauricio, Mosesville, Clara und San Antonio niedergelassen haben, sind in den letzten zwei Jahren 14 Kolonistengruppen entstanden, von denen jede ungefähr 50 Familien zählt. Zehn dieser neuen Gruppen waren im Laufe des Jahres 1894 fast vollständig eingelebt, die 4 neuen sowohl als auch die Nachzügler der ersten 10 kamen im letzten Jahre dazu. Die Uebersiedlung und Niederlassung dieser Familien ging in sehr methodischer Weise vor sich, so daß aller Grund vorhanden ist, mit den unmittelbaren Resultaten zufrieden zu sein. Im ganzen befinden sich in den argentinischen Kolonien jetzt 1222 Familien. Der größte Teil der Kolonisten zeigt wirklich gute Anlagen und Lust und Liebe zum Ackerbau und jeder damit in Verbindung stehenden Arbeit. Andererseits sind wir zu konstatieren genötigt, daß sich unter den früheren Kolonisten noch immer Elemente befinden, die unsern Erwartungen nicht ganz entsprechen. Diese Elemente, die aber nur 5, höchstens 10 pCt. sämtlicher Ansiedler ausmachen, müssen entfernt werden, und die Direktion in Buenos-Aires hat zu diesem Behufe auch schon Instruktion erhalten, ist aber noch nicht imstande gewesen, sie vollständig auszuführen.

Das Sanitätswesen ist in folgender Weise organisiert: In Mauricio befindet sich ein Spital mit einem Arzt und einem Krankenwärter. In Mosesville, in welchem bis jetzt ein Arzt aus der Umgebung die nötigen Besuche machte, haben wir nun auch einen Doktor angestellt. In Entre Rio leitet ein Arzt aus Clara die sanitären Angelegenheiten. Er hat 4 Hilfsärzte, von denen einer in San Antonio, der zweite in Basavilbaso, der dritte in St. George sich befinden; der vierte assistiert im Spital, das einige Krankenwärter und einen Pharmazeuten beschäftigt.

Die Direktion in Buenos-Aires hat in Verbindung mit der Alliance Israelite bereits Schulen errichtet in Mauricio, Clara und Mosesville. Mauricio hat 2 Schulen, eine in Agorobo, die andere in Alice, welche im August des abgelaufenen Jahres von 100—110 Schülern besucht wurden. Die Kinder werden von dem Leiter, Mr. Benlolo und zwei Lehrern des Hebräischen unterrichtet; die Anzahl der Schüler, die sich als sehr fleißig erweisen, wächst von Tag zu Tag, die erzielten Resultate sind im allgemeinen befriedigend. In der Schule zu Clara, die von Mr. Sabah geleitet wird, befanden sich im Monate August des Jahres 1895 109 Schüler, 57 Knaben und 52 Mädchen. Auch in dieser Schule sind die Leistungen zufriedenstellend. Die Kinder gehen offenbar mit großem Vergnügen zur Schule — unter den Knaben befinden sich 6 Katholiken — und ihr Benehmen ist ein musterhaftes.

In Mosesville unterrichtet einer der von der Alliance Israelite dahingesendeten jungen Professoren, wie auch einige Lehrer russischer Nationalität; ein detaillierter Bericht über die in dieser Schule erzielten Resultate ist uns bis jetzt noch nicht zugekommen. Dasselbe ist der Fall in der Schule zu San Antonio, in welcher eine Lehrerin und zwei Lehrer des Hebräischen unterrichten.

Der Bau der Dampfmühle in Clara, dem Mittelpunkte der Entre Rios-Kolonie, schreitet seiner Vollendung entgegen und wird selbe in kurzer Zeit zu arbeiten beginnen. Die Kolonisten haben das Mehl bis jetzt sehr teuer bezahlen müssen und erwarten nunmehr bedeutend billigere Preise.

Die Ziffern der Bevölkerung stellen sich wie folgt:

	1894	1895	Zunahme	Abnahme
Mosesville	49 Familien	90 Familien	41 Familien	—
Mauricio	213 „	208 „	—	5 Famil.
Clara	245 „	481 „	236 Familien	—
San Antonio	56 „	68 „	12 „	—
Gruppen	206 „	375 „	169 „	—
Summa	769 Familien	1222 Familien	458 Familien	5 Famil.

Das bebaute Land in den Kolonien hatte eine Ausdehnung von:

	1894		1895	
	Weizen,	Anderes Getreide.	Weizen,	And. Getreide.
Mosesville	1.882 Hekt.	400 Hekt.	1.790 Hekt.	1.361 Hekt.
Mauricio	5.328 „	269 „	2.291 „	18 „
Clara	4.402 „	519 „	5.467¼ „	844¼ „
San Antonio	1.189 „	52 „	875 „	354½ „
Gruppen			3.714 „	1.495 „
	13.801 Hekt.	1.240 Hekt.	14.137¼ H.	4.072¾ H.

Der Verein besitzt gegenwärtig in Argentinien

in dem Gebiete von Entre Rios	150.786 Hektar
„ „ „ „ Santa Fee	13.237 „
„ „ „ „ Buenos-Aires	25.000 „
Summa	189.023 Hektar

von denen die Kolonisten 90.000 Hektar innehaben.

Aus dem Berichte von Kanada ist zu ersehen, daß die Verhältnisse der dortigen Hirschschen Kolonie eine Wendung zum besseren genommen haben, dank der gründlichen und sorgfältigen Ausscheidung. Nicht nur hat die außerordentlich günstige Ernte die Erhaltung der Kolonisten und ihrer Familien bis zum nächsten Jahre gesichert, sie ermöglicht es ihnen auch, nun ihre landwirtschaftliche Ausrüstung zu vervollkommnen und ihren Vorrat an Vieh zu vergrößern.

Das St. Petersburger Hauptkomite sowohl als auch die lokalen Komites setzen ihre Bemühungen fort. Ihren Anstrengungen ist es zu verdanken, daß die Beförderung russischer Auswandererfamilien nach Argentinien auch im verflossenen Jahre in befriedigender Weise vor sich gegangen ist.

Schopenhauer und das Judentum.

Von Robert Kuttner.

(Schluß.)

Nach dem bisher Gesagten könnten wir auf eine Erörterung des Punktes 3 verzichten; sie würde das gleiche Bild ergeben.

Der Verfasser hat ein sehr scharfes Auge für Ereignisse und Charaktere, über die vergangene Jahrtausende ihre dunklen Schwingen ausgebreitet, dagegen keinen vergleichenden Blick für geschichtliche Vorgänge, die in der Tageshelle späterer Jahrhunderte sich kenntlich machen. Wer denkt hier nicht an die Eule, das Symbol der Wissenschaft am Helm der Pallas Athene! Aber die blauäugige Tochter des Zeus wurde auch als Göttin der Weisheit verehrt, der tiefe Sinn der Alten bewehrte sie mit der Lanze, und in der Rechten trug sie das Bild der Siegesgöttin. Und in der That, hat doch namentlich alle geschichtliche Wissenschaft einen Wert erst da, wo sie mit dem weisen Bestreben ausgerüstet ist, die Ereignisse in ihrem ursächlichen Zusammenhange und die daran beteiligten Charaktere in dem Lichte (Kulturzustande) ihrer Zeit zu beurteilen, um so der Wahrheit nahe zu kommen, die allein sieghaft ist! —

Nachdem also die Ebräer Egypten geräumt, war die Notwendigkeit für sie gegeben, sich irgendwo anders niederzulassen, und da höchstwahrscheinlich schon zu ihrer Zeit ein herrenloses ihnen bekanntes Land ebensowenig vorhanden war wie heute, so waren sie darauf angewiesen, sich eine Niederlassung zu erkämpfen und den Boden, wie der Verfasser sagt, dem rechtmäßigen Besitzer zu entreißen. Das war die Lage einer kleinen Volksschar, die sich notgedrungen Raum auf Erden schaffen mußte.

Wie charakterisieren sich dagegen die meisten Kriege, die geführt wurden und nicht nur in der alten Welt? Gingen sie alle aus gleicher Notwendigkeit hervor? In Befolgung des väterlichen Rates, die Grenzen seines Reiches zu erweitern, trat Alexander seine Eroberungszüge an; auch lag den Kriegszügen Cäsars in die ganze ihm bekannte Welt keine gleich zwingende Ursache zu grunde, wie dem des kleinen ebräischen Volkes, und kein Historiker ist bekannt, der für beide ein anderes Wort, als das der Bewunderung hätte.

Wie sieht es endlich mit den eigentlichen Kriegszwecken der von der Kultur beleckten modernen Welt aus? Quälen sich hierbei die gegeneinander kämpfenden Völker mit Skrupeln über den „rechtmäßigen Besitzer", die schließlich durch das Schwert des Siegers — beseitigt werden?

„Es traten, — so fährt der Verfasser fort, — die Ebräer ebenfalls auf Jehovas ausdrücklichen Befehl ihren Eroberungszug unter Mord und Ausrottung in das verheißene Land an."

Sicherlich war Mose von der Ueberzeugung erfüllt, daß es zur Erziehung seiner in langer leiblicher und zum Teil auch geistiger Verkommenheit niedergehaltenen Stammesgenossen einer höheren Autorität bedürfe und er verkündigte ihnen deshalb die Lehren und Befehle eines höheren Wesens.

Seitdem haben die größten Denker aller Zeiten ihr bestes Können daran gesetzt, unseren Gottesbegriff zu veredeln, und wenn der Verfasser die Hand an seine eigene Brust gelegt hätte, würde er es vielleicht geahnt haben, wie schwer es noch heute ist, einem wahren Verständnis des göttlichen Willens Eingang in unser Herz zu verschaffen, und wie gar so oft, indem wir Gott zu dienen vorgeben, geht es uns nur um eine Befriedigung unserer eigenen finsteren Leidenschaften. Welch' traurige Ereignisse haben sich nicht fort und fort im Laufe der Jahrhunderte zur Verherrlichung Gottes abgespielt!

Wer erinnert sich gern der Tausende, die seit Einführung des Christentums, ja nur der Tausende, die während der Inquisition in Spanien, in Italien u. s. w. ad majorem dei gloriam, also doch auf „Gottes Geheiß“ unter Henkershand oder auf dem Scheiterhaufen ihr Leben ausgehaucht! Und wie war es nur mit dem „Königreich Jerusalem“, das auf „ausdrücklichen Spezialbefehl“ des Statthalters Christi seinem rechtmäßigen Besitzer entrissen werden sollte?

Sie bildet so ziemlich das schwärzeste Blatt in der Geschichte der Menschheit, die Beschreibung der Thaten der frommen Scharen Gottfried v. Bouillons auf ihrem Zuge in das Land ihrer Sehnsucht, unter der Devise: „Dieu le volt“ in den Jahren 1098/99.

Das wäre es, was ich bezüglich der drei Punkte zu bemerken hätte. Was der Verfasser jetzt seinen Ausführungen hinzufügt, ist, ganz besonders durch die Art und die Sprache, in der es geschieht, wahrhaft betrübend und nur geeignet die heiligsten Empfindungen aller derer zu verletzen, in welchen das Gefühl heiliger Scheu für das Ehrwürdige noch nicht ganz erstorben ist. Ja, man müßte sich die Frage vorlegen, wie es möglich war, daß die vielen großen und schönen Gedanken, die uns sonst in seinen Schriften unwiderstehlich und überzeugend fesseln, in diesem Kopfe aufleben konnten, wüßten wir nicht, welchem Boden es der Natur in ihrer Laune oft gefällt, Blumen entsprießen zu lassen, die in ihrer Farbenpracht unser Gemüt erfreuen.

Aber in seinem Eifer stürmt fort und fort eine Fülle neuer Gedanken auf ihn ein, die vom hundertsten aufs tausendste ihn bringen, und ihn schließlich auf ein dem Thema entlegenes Gebiet abdrängen. Hier aber regnet es dann Steinwürfe nach rechts und links, gegen jeden, der ihm den Weg verlegt, und wie oben auf die gens extorris in Staatsämtern, so hier auf die „Philosophieprofessoren und ihren Philosophendusel, in welchem sie das deutsche Volk gebannt halten“, auf den „geistlosen Schwätzer, den geistigen Caliban Hegel“ und die „Charlatane Fichte und Schelling“ und ihre abweichenden Ansichten und Lehren.

Schlimmer aber noch kommen dann diejenigen fort, die das Verbrechen begingen, bereits vor ihm den seinigen ähnliche Gedanken ausgesprochen und ihn so um den Preis der Originalität gebracht zu haben, wie beispielsweise Spinoza, der ihm zwar immerhin „ein sehr großer Mann bleibt,“ aber in seinen Thesen „den Juden nicht los werden kann.“ So poltert und lärmt es förmlich aus seinen Büchern heraus. Er bezieht sich mitunter auf Platon. Aber welch' erhebende Ruhe herrscht in diesem Reiche! Wahrlich, glücklich preise ich euch, die ihr dem Fluge dieses Geistes folgen, und der stolzen Ahnung hingegeben sein könnet; des „non soli cedit.‘

Hätte doch unser Verfasser, ehe er sich dem Dienste des Delphischen Gottes gewidmet, der Vermahnung sich erinnert, die mit flammenden Worten an der Pforte seines Tempels dem Eintretenden erteilt wurde.

Aber dem seltenen Manne war es doch in betrübender Weise versagt, des „Erkenne dich selbst“ sich zueigen zu machen, und er, der einen solch' großen Wissensschatz in sich aufgenommen, der Mann, der sein arbeitsreiches Leben der Aufgabe gewidmet hat, seine Mitmenschen aus ihrer geistigen Knechtschaft zu erlösen, konnte die eigenen Fesseln der niedrigsten Leidenschaften, des Hasses und der Mißgunst nicht von sich abstreifen.

Doch ihm sei die Wohlthat vergönnt, daß das hinfällige und unfruchtbare seiner Doktrinen aus Ereignissen im Leben ihm gezeigt worden ist, erst aus Ereignissen nach seinem Heimgange und aus ihnen hätte er erfahren können, wie sich die Buchweisheit nicht in einem Maße von der — Weltweisheit absondern darf, daß sie die Brücke, die von ihr ins Leben führen soll, gänzlich abbricht, und somit ihren Wert aufhebt, denn: non scholae, sed vitae discimus!

Das „pöbelhaft bigotte England“ hat in Westminster die Statue Benjamin d'Israelis den Standbildern seiner großen Männer anreihen lassen, und die Niederlande im Jahre 1877, gelegentlich der zweihundertjährigen Wiederkehr seines Todestages, Benedikt Spinoza durch Künstlers Hand das Bildnis ihres großen Sohnes den nachfolgenden Geschlechtern übergeben, wobei ein Ernst Renan in seiner Festrede ausführte:

„Die Religion ist eine Empfindung, die sich in vielen Formen äußern kann. Diese Formen sind durchaus nicht gleichwertig, aber keine hat die Kraft, die andere zu verdrängen. Freiheit ist das letzte Wort der religiösen Politik Spinozas, es sei auch das letzte Wort der unsrigen. Erlauben wir nicht der Unwissenheit die freien Bewegungen des Geistes zu hindern: Spinozas Seele wird wie ein Schutzgeist an den Orten weilen, wo seine kurze Pilgerschaft unter den Menschen sich vollendete. Wehe dem, der hier vorübergehend, den milden, gedankenvollen Zügen dieses Mannes eine Kränkung zuruft, er würde, wie alle gemeine Seelen in der Gemeinheit selbst und in seiner Unfähigkeit das Göttliche zu begreifen, seine Strafe finden. Der Weise wird von seinem granitenen Sockel allen den Weg zu dem Glücke zeigen, den er selbst gefunden hat, und durch Jahrhunderte hin wird der gebildete Mensch, der hier vorübergeht, wo jener geweilt hat, zu sich selber sagen: Vielleicht ist Gott an dieser Stelle, in der größten Nähe gesehen worden.“

So feierte Schopenhauers Nachwelt die Parasiten auf fremdem Boden; er aber ging klanglos zum Orkus hinab, und seine Werke folgen ihm nach.

Das jüdische Weib.

In dritter Auflage liegt das Werk von Nahida Ruth Lazarus (Nahida Remy) „Das jüdische Weib“*) vor. Bekannt und selbst verbreitet genug für deutsche Verhältnisse, verdient es immer noch seinen nachdrücklichsten Hinweis. Denn in einer Zeit, die den Juden alles bestreiten will, worauf sie vordem stolz sein durften, geziemt es sich doppelt, sich des einen Ruhmestitels zu freuen, den kein Haß verkleinern kann. Die Rolle aber, die das Weib in der Geschichte der Juden spielte, ist ein Ehrendenkmal beiden Geschlechtern und zugleich der Religion, die jedem von beiden gestattete, sich so ganz nach Naturanlage und Art zu entwickeln. Und wenn die kluge, vielbelesene Frau Nahida Remy auch nichts sonderlich neues beibringt, so hat sie doch spürend weithin Umschau gehalten; mit einer Ge-

*) Berlin, Verl. von Siegfried Cronbach.

lehrsamkeit, die es ihr gestattet, sogar zwischen strittigen Uebersetzungen eines Bibelverses zu wählen, ist sie ausgerüstet. So übersieht man denn in ihrem Buche auf einen Blick den ganzen Hort edler, todesmutiger Frauen, der sich im Judentume durch die Jahrhunderte gesammelt hat. Kennte das Judentum etwas ähnliches, so wäre das allein ein „Hort der Gnaden", wie ihn der Katholizismus trotz seiner Thesaurierung der Verdienste der Frommen und Heiligen kaum besitzt. . . .

Zunächst also ist es das Judentum, das seine ganze Ethik auf dem Begriffe der Familientugenden aufbaut. Diese sind allerdings im weitesten Sinne zu nehmen, sofern wieder das ganze Volk als Familie Gottes zu nehmen ist. Während der Orient das Weib in den Harem sperrt, kennt das Gesetz Mosis niemals etwas ähnliches. Hellas und Rom belegen ihre Frauen mit beständiger Unmündigkeit und befreien sie daraus nur durch die Unsittlichkeit. Die Hetäre kann sich frei bewegen, und die Römerin gewinnt erst in der allgemeinen Zersetzung jeder Sitte, wie sie sich zu Ende der Republik einstellte, die Rechte, über ihre Habe und über sich frei zu verfügen. Dem Christentume ist das Weib das Böse an sich. Besonders die Doktrin des Paulus — Petrus blieb mit den Seinen immer der Mutterreligion näher — verfolgt es geradezu mit seinem Hasse und gestattet Gemeinschaft der Geschlechter nur um der allgemeinen Schwachheit willen. Der ehelose Stand wird immerdar erhöht. Ihm nach eifert der zornige Tertullian, dem keine Schmähung zu grimmig ist. Erst durch den Minnedienst des Mittelalters, erst durch den Marienkultus kam eine höhere Auffassung von der Stellung des Weibes in das Mittelalter. Diesmal aber wurde durch Ueberschätzung, der natürlich der Rückschlag niemals erspart bleiben konnte, ebenso gesündigt, wie vordem durch Herabwürdigung. Verleugnung jeder Bande des Blutes aber finden wir in fast allen Legenden, bis späthin als Grundbedingung und Ankündigung späterer Heiligung. Und daß, nachdem schon durch Jahrhunderte im Judentume das richtige Maß lebte, selbst für die Poesie des wechselseitigen Verkehres durch manchen Brauch Sorge getragen war. Nichts schöner, als jene Sitte am Kippur-Feste, wenn die Mädchen in die Weinberge wanderten. Reich und Arm tauschten die Kleider, damit nichts verrate, welchen Besitzstandes sich eine erfreue. Ihnen nach zogen die Jünglinge, Wechselgesänge, lockend, werbend, erschollen.

Von mancher Vorschrift des Ritualgesetzes war die Frau befreit. Befreit, nicht ausgeschlossen sagt die geistvolle Verfasserin. Denn ihr war als nächste und höchste Aufgabe gestellt Mutter zu sein. Das heißt mehr als Kinder hecken, und das läßt nicht so viel Zeit, um all die umfänglichen Gesetze und Regeln zu beobachten. In diesem Sinne war die Jüdin immerdar verehrungswürdig. Wie wenig man aber daran dachte, sie trotz einer anscheinend demütigenden Gebetformel herabdrücken zu wollen, dafür giebt's unzählige Zeugnisse. Einmal, sollte man meinen, müßten sie sich selber bei ihrer unbestrittenen Klugheit über ihre Position klar gewesen sein. Da ist denn nun die Antwort bezeichnend, die Rabbi Meïrs Weib Beruria dem Jünger gab, der sie damit aufziehen wollte, daß Gott dem Adam die Rippe entwendet habe, während er schlief, so daß Eva einem Diebstahle ihr Dasein danke. „Ein Dieb ist bei mir eingebrochen" entgegnete die Frau. „Er nahm mir einen silbernen Becher und ließ mir einen goldenen. Hat er mich geschädigt?" Nein! „Nun, und Gott nahm dem Adam eine Rippe und gab ihm dafür eine Gefährtin." Die so spricht, die fühlt sich gewiß nicht als Magd. Unzählig sind die Vorschriften für den Mann, seine Genossin mit Geduld und Neigung zu behandeln. Zu einer kleinen Frau soll er sich niederbeugen und ihr ins Ohr flüstern. Das heißt wohl nichts anderes als: steht Dein Weib unter Dir, so neige Dich — lasse Dich aber nicht herab zu ihr. In keiner Litteratur der Welt wird das Lob der Frau so unablässig, in so vielen Varianten gesungen, als in der hebräischen, und dabei bleibt man immer auf dem Boden der Wirklichkeit. Schon aus dem Umstande, daß Gott dem ersten Menschen nur die Eva beigesellt, wird der Vorzug der Einehe gefolgert. Das Verhältnis zwischen Mutter und Kind ist das denkbar innigste, bis zu drei Jahren säugt die Mutter, wie eine bekannte Stelle im Buch der Makkabäer beweist. Für solche Plage aber gebührt ihr auch der Lohn! Am Putze hängt nun einmal ihr Herz, schon damit sie dem Gatten gefalle. So wird denn geboten: Man nähre sich unter seinem Vermögen, kleide sich darnach und schmücke seine Frau darüber hinaus. Das ist den Juden nur zu sehr, mehr als wichtigeres, in Fleisch und Blut übergegangen. Kleiderluxus ist das Laster, das man ihnen zunächst nachsagt und mancher gehässige Vorwurf ward und wird noch darum gegen sie erhoben.

So viel Neigung wird gelohnt. Und so zieht denn eine schöne und stolze Reihe leuchtender Frauengestalten vor uns auf, blättern wir in dem Buche der Frau Remy. Da sind die Prophetinnen der Bibel, denen ein großer Augenblick das rechte Wort, ihn zu feiern, ins Herz flößte. Gelehrte — da schreibt eine einen ganzen, umfänglichen Traktat ab in einer so saubern Schrift, daß es immer noch für ein Meisterstück der hebräischen Schönschreibekunst gilt. Eine andere hat die Geheimnisse des Gotteswortes genug ergründet, um es lehren zu können, und thut das in einem geschwärzten Glaskasten, damit der Anblick ihrer Anmut die Hörer nicht verwirre, ihre Gedanken nicht vom Ewigen ab zu seinem schönen Werke lenke. Kaum ist die Buchdruckerkunst erfunden, so greifen sie nach Setzkasten und nach Preßbengel. Sie haben ein wesentliches Verdienst um jenen jähen Aufschwung der hebräischen Litteratur, der es gestattete, binnen kürzester Frist 6000 zum teil sehr umfängliche Werke in die Welt zu senden. Gleich ihren Gatten üben sie die Heilkunst und erringen namhaften Ruf darin. Die Geburtshilfe ist immer in ihren Händen, denn eine Jüdin hätte sich in ihrer schweren Stunde niemals einem Manne gezeigt. Ungezählte opfern ihr Leben ihrer Ehre. In den Judenverfolgungen am Rhein und in Frankreich fallen Märtyrerinnen zu Tausenden, in Spanien besteigen sie den Holzstoß. Seltener, selbst als unter den Männern, findet sich unter ihnen der Abfall. Das ist überhaupt semitisch — man erinnere sich der Einnahme Karthagos. Die Fluten des Meeres, die lodernden Flammen müssen sie vor der drohenden Schande behüten. Die Foltern schrecken sie nicht. Und wenn einer ein günstiges Geschick blüht, dann danken sie's sich und ihrer Standhaftigkeit. So jene Pereyra, der ein englischer Edelmann nachstellte. Ihre Sittsamkeit und ihr Verstand ergreifen ihn so, daß er ihr endlich seine Hand anbietet. Sie aber will

den Glauben ihrer Väter nicht abschwören. So kommt sie an den Hof der Elisabeth von England, die sie lieb gewinnt. Sie aber will nichts, als ihrem Gesetze leben, wendet sich nach Holland und sammelt die erste Judengemeinde des Landes um sich. Die Familie der Pereyra aber blüht noch und zählt immer noch zu den Adeligen des Judentums. Solche Keuschheit, bewährt in schwersten Versuchungen, war aber nur möglich, wo ihre beste und einzige Schutzwehr so systematisch gepflegt wurde, wie bei den Bekennern des alten Bundes. Nicht einmal in der Sünderin, die zur schwersten Strafe verurteilt war, durfte die Schamhaftigkeit verletzt, ihr mußten Mittel geboten werden, sie bis zum Tode bewahren zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Der Schlemiel.*)

Ach, umsonst ich es versuche
Meinem Glücksstern nachzujagen;
Für mich heißt's im Schicksalsbuche:
Stets am Hungertuch zu nagen.

Wär' ich irgendwo Beschneider,
Würde nie ein Knab' geboren;
Oder näht' ich Totenkleider,
Stürben weder Klug' noch Thoren.

Würde handeln ich mit Kerzen,
Ginge unter nie die Sonne . . .
Bin ein Schoßkind nur der Schmerzen,
Kenne weder Rast noch Wonne.

Was ich immer mocht' probieren,
Wollte nie mir recht gelingen,
Konnt' im Leben nichts vollführen,
Bin Schlemiel in allen Dingen.

S. B.

*) Nach Ibn Esra.

Der „krumme Schlaume“.

In dem Judenquartiere einer freien deutschen Stadt lebte noch vor dreißig Jahren ein alter Hausiererjude und Lumpensammler, der allgemein der „krumme Schlaume“ hieß. Das Alter und sein schwerer Zwergsack, vielleicht auch die Erwerbsgewohnheit, die ihn auf der Straße suchen ließ, was andere wegwarfen, und mehr noch die Armut hatten ihn zu Boden gedrückt und schier im rechten Winkel abgebogen. Schon viele Jahre hatte er keinen blauen Himmel und von der Welt wenig mehr gesehen als Straßenpflaster und Menschenbeine. In seinem großen Zwergsack, der ihm über die Schulter hing, trug er die Flicken und alten Kleider, die Knochen und das rostige Eisen, die Filzpantoffeln und abgelegten Hüte und all die anderen schönen Dinge, welche die Grundlage seines Handels ausmachten. In den weiten Taschen seines Rockes beherbergte er Tauschartikel für jene fragwürdigen Schätze, ein kleines Warenlager, das zumeist aus dem Bereiche des bescheidenen Putz- und Nähzeugbedarfs sparsamer Hausfrauen genommen war. Denn Schlaume zahlte nicht bar, sondern wie ein alter Phönizier wieder mit Ware. Zu den Wahrzeichen der Stadt gehörte er außer durch seine krumme Gestalt noch durch seine Mütze, die ein verblichenes Prachtstück aus der Zeit jener verrückten Mode war, da ein eleganter Jüngling nur in einer wattierten und abgesteppten Schildkappe sich sehen lassen konnte, deren Oberteil in einen langen Sammtbeutel mit einer Quaste auslief und über das linke Ohr schwer herabhing. Schlaume hatte dieses warme Kleidungsstück vor Jahren einmal eingehandelt und trug es als ein Denkmal der Vergänglichkeit aller irdischen Pracht durch viele Generationen von Modekappen und Hüten hindurch.

Wohin Schlaume sich des Abends zurückzog und wo seine großartigen Geschäftsmagazine lagen, das wußte niemand, aber daß er einen kleinen Enkel bei sich hielt und erzog, den letzten verwaisten Sprossen seines Geschlechtes, das sagte er manchmal selbst, wenn er um ein abgelegtes Höschen oder Jäckchen feilschte. Der kleine Schmul, dessen ganze jugendliche Welt der eine liebevolle Großvater ausfüllte, war ein aufgeweckter, wollköpfiger Junge, der die Volksschule besuchte und sich vorgenommen hatte, ein großer Gelehrter zu werden. Der Großvater hatte andere Pläne und hielt das Gelehrtwerden für die größte Thorheit, die ein Mensch begehen könnte. Ein gelehrter Rothschild lag ebenso jenseits seines Fassungsvermögens, als ihm ein armer Gelehrter ein geläufiger Begriff war. Als daher Schmulchen die pflichtgemäßen Schuljahre hinter sich hatte, nahm der Großvater alle seine Konnexionen zusammen und verdingte ihn glücklich als Laufjungen in ein großes Geschäftshaus, wo er auf dem langen Wege zum Reichtum den ersten Schritt machen sollte. Am Vorabende seines Amtsantrittes gab er ihm noch hundert gute Ermahnungen und belohnte ihn feierlich mit der vorweltlichen Mütze, da es von jetzt an nicht mehr schicklich war, daß Schmul barhäuptig durch die Welt lief, wie er es bisher gethan.

Zaghaften Sinnes trat der kleine Schmul mit der großen Mütze in seine Stellung. Das Geschäftshaus, in dessen Betrieb er als jüngster und letzter Beamter eingefügt worden war, handelte hauptsächlich mit einem vielbegehrten überseeischen Artikel, welcher jedoch aus Sparsamkeitsrücksichten den Gefahren einer großen Seereise nicht ausgesetzt, sondern in der nächsten Nähe fabriziert wurde. In einem Magazine hinter dem Warenlager wurde er dann kunstgerecht verpackt, mit dem besten havannesischen Export- und Bremer Importsiegeln versehen und somit die weite und gefährliche Seereise symbolisch an ihm vollzogen. Diese feierliche Amtshandlung fiel schon in den ersten Tagen seiner Dienstzeit dem kleinen Schmul zu wiederholten Malen zu, und da er sich als einen sehr geschickten und umsichtigen Seekapitän zu Lande er:vies, so wurde er auch auf diesem Posten belassen. Seine Gedgnken aber waren während dieser phantasievollen Arbeit ganz wo anders, verirrt in dem heiligdüsteren Walde der Wissenschaften, wo hineinzutreten er, ohne klare Vorstellung davon, doch ein brennend heißes Verlangen trug. Aber zwischen ihm und dem heiligen Walde stand der gute Großvater in seiner Armut und wies mit seiner rechtwinkeligen Figur wie ein Wegweiser nach der anderen Straße, wo die rührige Menschheit nach dem Reichtume Handel trieb. Schmul zog es nicht nach jener Seite,

ja er sann verräterischen Herzens auf Mittel, die ihm den Lebensweg auf jener Straße unmöglich machen könnten, und war entschlossen, an seiner Bestimmung zum Kaufmanne einen Selbstmord zu begehen. Er kam auf gar manches und erwartete geduldig seine Zeit. Da schickte eines Tages ein Detail-Händler aus der Stadt um eine Kiste von dem beliebten überseeischen Artikel, und da sie im gewünschten Volumen nicht gerade auf Lager war, mußte Schmul eine solche verpacken. Er that es auch, beging jedoch die wohlüberlegte Unvorsichtigkeit, bevor er die Kiste schloß, seine stadtbekannte Mütze hineinzulegen. Mit besonderer Sorgfalt fügte er dann die transmarinen Siegel an und versah die Kiste mit allen Zeichen einer echten Seereise. Der gewünschte Effekt trat schnell ein. Schon nach einer Stunde wurde er samt seiner Mütze, die unter Hohn und Protest zurückgekommen war, aus dem Hause geworfen.

Acht Tage lang ging der gute Großvater durch die Stadt, um seinem Enkel eine neue Stelle ausfindig zu machen. Vergebens; es gab im weiten Umkreise kein solides Geschäft, dem im Besitze dieser Kraft ganz wohl gewesen wäre, und kein kluger Prinzipal wollte von dem gefährlichen Jungen etwas wissen. Da mußte denn auch der alte Schlaume dem Drängen des schlauen Sünders nachgeben und alle die schönen Pläne auf eine goldene Zukunft einstweilen an den Nagel hängen. Mit Hilfe mildthätiger Glaubensgenossen, die ebenso viele Freitische gewährten, als Tage in der Woche sind, wurde Schmulchen auf die Lateinschule geschickt und war also endlich auf dem richtigen Wege nach dem geheimnisvollen Walde. Er durchlief das Gymnasium, wurde ein aufgeschossener magerer Schlingel, dem keine Schüssel zu groß gewesen wäre, und bezog nach bestandener Schulprüfung die Universität Heidelberg. Um seinen Aufenthalt dortselbst und das Studium zu ermöglichen, begann er einen klugen Detail-Handel mit seiner Gymnasial-Weisheit, das heißt, er gab Unterricht in allem, was er wußte, und hielt sich so das Verhungern und das Sattwerden zu gleichen Hälften ferne. Er war Mediziner geworden und konnte gar nicht schnell genug alles lernen, was die Doktoren wissen. Er hatte jetzt diesen heiligen Wald wirklich betreten, und obwohl dieser ganz anders aussah, als ihn die Jugend sich gedacht, und alles Geheimnisvolle sich Schritt für Schritt vor dem Eindringling zurückzog, so konnte er ihn doch für seine Leidenschaft nicht schnell genug erobern und seiner Mysterien berauben.

Als die ersten Ferien herankamen, zog er nach Hause zu seinem Großvater. Er fand ihn recht gealtert; der gute Mann schien mit der Zeit ganz zusammenklappen zu wollen wie ein Taschenmesser, und war nahe daran, in seinen alten Tagen wieder etwas mehr von der Welt zu sehen, als viele Jahre vorher, aber jetzt durch seine Beine hindurch und alles umgekehrt. Trauerndes Sinnes, aber die Liebe im Herzen, sah er auf die Studien seines aus der Art geschlagenen Enkels, und oft unterhielt er sich mit ihm über diese wunderlichen Dinge. Sie waren ihm freilich eine ganz unverständliche Welt, wertlos wie Phantasie, und nur daß sein kluger Schmul sie trieb, schützte sie vor seiner Mißachtung. Aber seine fürsorgliche Liebe machte ihm ein Interesse daran zur Pflicht, und oft, wenn der junge Student klagte, daß er kein Skelet besitze, was doch zum Studium unumgänglich notwendig sei, beriet er sich mit ihm gemeinschaftlich über den schwierigen Fall. Leider konnte man dem hohen Preise von fünfundzwanzig Gulden auch mit vereinter Kasse und unter Aufbietung sehr feiner Spekulationen nicht nahe kommen. Das that dem guten Großvater mehr wehe, als dem Enkel, obwohl für ihn ein Skelet nur aus alten Knochen bestand und nicht mehr wert war, als es wog.

So gingen die Ferien dahin, Schmul bezog wieder die Hochschule, und der alte Schlaume ging nach wie vor und krümmer als je mit dem Zwergsack durch die Straßen. Da schlug eines Tages das Alter mit der Krücke derart nach ihm, daß er zuhause bleiben und in Todesnöten seine Nachbarn rufen mußte. Es waren arme Leute wie er, die den letzten Willen des sterbenden Greises vernahmen und mühsam zu Papier brachten. Der brave Mann hatte nichts Geringeres im Sinne, als über sein Skelett zu verfügen. Er kannte seine Armut genau und konnte jeden Abend ohne Schwierigkeit die Geschäftsbilanz im Kopfe ziehen. Seit er mit seinem Enkel über das Skelet gesprochen hatte, wußte er, daß seine Hinterlassenschaft um nahezu fünfundzwanzig Gulden höher anzuschlagen sei wegen des Knochengerüstes in seiner Leiche, und weder der liebevolle Großvater noch der Geschäftsmann in ihm waren gewillt, dieses Kapital wegzuwerfen und unverwertet eingraben zu lassen. Er dachte nur an Eines, an seines Enkels Nutzen. Das Grausige, das mit dem Gedanken verbunden war, fühlte er nicht; die Liebe, kühn und selbstlos, kennt keine Schrecken, und in der zähen Interessengemeinschaft der Familie, die den persönlichen Egoismus ausschließt, schien es ihm ganz selbstverständlich, ja sogar seine Pflicht. Demgemäß richtete er seinen letzten Willen an den Senat der Stadt mit der Bitte, dieser möchte mit den paar Gulden Geld und Geldeswert, die er hinterlasse, und die für die Kosten eines Begräbnisses nicht hinreichend wären, gütigst die Skelettierung seines Leichnams, jedoch ohne Vorwissen seines Enkels vornehmen lassen und das gewonnene Präparat eben seinem besagten Enkel und natürlichen Erben, welcher Student der Medizin in Heidelberg und eines Skelets gar sehr bedürftig sei, überweisen."

Dieser Wunsch ging freilich gegen alle üblichen Sterbegebräuche; aber der Senat der freien Stadt, den die Gesetzesfessel leichter drückte, als monarchische Instanzen, beschloß den Willen des Toten zu ehren, umsomehr, als der Körper des armen Mannes doch der Anatomie verfallen gewesen wäre, wenn seine Glaubensgenossen ihn nicht loskauften. So wurde denn aus dem krummen Schlaume nach allen Regeln der Kunst ein so schönes grades Skelett gemacht, wie nur je eines auf einer Anatomie verkauft wurde, und dann dem ahnungslosen Erben in Heidelberg die traurige Nachricht zugleich mit der frohen gegeben. Der junge Student kam, und mit Thränen in den Augen nahm er auf dem Rathause seiner Vaterstadt die Erbschaft in Empfang samt der denkwürdigen Mütze, der Bahnbrecherin seines Schicksals, welche einzig aus der Verlassenschaft unveräußerlich geblieben war. Das Herz voll von Gefühlen der Trauer und zärtlicher Dankbarkeit, den Kopf verwirrt von dem Abenteuerlichen des Geschehnisses und unklar in jugendlicher Studierlust, so trug er, arm und

sparsam wie weiland sein aufopfernder Großvater gewesen, dessen Skelet auf seinen eigenen Schultern durch alle die Dörfer an der schönen Bergstraße, durch die singende Natur und die verwunderten Menschen nach Heidelberg. Der gute Großvater, der im Leben so wenig von der Wissenschaft gehalten hatte, trat auf diese Art nach seinem Tode selbst in ihren Dienst und lehrte als stummer Knochenmann seinem Enkel eine Weisheit, wovon der lebende Schlaume kein Härchen wußte.

Längst ruht jetzt das Skelet in geweihtem Boden, und ein schöner Denkstein steht auf dem Grabe. Könnte aber der gute Großvater noch um seinen Enkel sein, so würde er zu seiner Verwunderung finden, daß auch aus der Wissenschaft ein gutes Geschäft zu machen ist.

Die Insurgenten.

Von S. P.

Der 24. Februar 1831 war ein schrecklicher Tag für die Bewohner Warschaus. Es war der Vorabend jener denkwürdigen und bedeutungsvollen Schlacht bei Grochov, welches noch im Weichbilde der Metropole liegt.

Die gespannteste Aufregung hatte sich der Gemüter bemächtigt, und die Einwohner der Hauptstadt, vor deren Thoren bald die blutige Wahlstatt eröffnet werden sollte, wurden in Erwartung der Dinge, die da kommen und für die Schicksale ihrer Nation von solcher Entscheidung werden sollten, von Furcht und Hoffnung gleich peinlich gefoltert. Sie schwärmten scharenweise durch die Straßen, auf die Wälle und Hauptplätze, und doch hörte man in dem wogenden Gewühle nicht jenes Toben und Lärmen, das stets im Gefolge der Menge ist. Ein dumpfes Murmeln nur lief durch die Scharen der Bürger, dem Gestöhne des Ozeans gleich, der eines Sturmes schwanger ist. Dann wards wiederum still.

Doch es war eine schwüle, gewitterschwere, ahnungsvolle Stille, der dumpfen beengenden Ruhe gleich, die dem Ausbruche des Vulkans vorausgeht. Schon rang der matte blasse Tagesschein mit den riesigen, gewaltig anstrebenden Schatten, schon sank das Tagsgestirn nieder, besiegt vom Herrscher der Nacht, und sein Blut färbte bedeutungsvoll den westlichen Horizont, — da gingen durch eine enge Gasse des Judenviertels zwei Männer, deren Nation sich schon aus der Tracht erkennen ließ. Der eine, ein Greis von ungefähr 60 Jahren, von hoher imponierender Statur, trug eine lange schwarze Toga, Kaftan genannt, der durch einen Gürtel um die Lenden zusammengehalten wurde, darüber einen weiten umfließenden Talar oder nach dem dort üblichen Ausdrucke Radschiwulki, der dem ganzen Anzuge einen asiatischen Anstrich gab; die Zobelmütze, die schneeigen herumflatternden Locken krönend, vollendete die halb nordische, halb tartarische Tracht, welche, wenn sie schon an sich das Gepräge orientalischer Gravität und Ruhe, und in den gegürteten Lenden den Ausdruck der Kraft und Entschlossenheit trägt, ganz besonders diesem Manne mit seinem hohen kräftigen Körperbaue, herabwallenden Silberbarte und ausdrucksvollen, vom letzten Dämmerscheine beleuchteten Profile, eine Art patriarchalischer Würde und imperatorischen Ansehens gaben. Der andere, ein kräftiger Jüngling, hatte seiner Tracht, die der des Alten sonst gleich war, doch schon einen mehr abendländischen Anstrich gegeben. Sein Ueberrock schloß sich enger an den schlanken Leib, und schlug, unten zugestutzt, die schön geformte Wade, der breite Gurt war in eine schmale Schnur zusammengeschrumpft, sein rabenschwarzes Haar war in zierliche Locken gedreht, und sein Antlitz von einem breit gekrempten Hut (Kapalisch) umschattet. Man möchte sagen, der Zeitgeist habe hier Spanne für Spanne den Rock gekürzt, und die Metamorphose war der Uebergang aus dem goldenen in das silberne Zeitalter. Aus der Nacht seiner feurigen schwarzen Augen blitzte es zuweilen wie in purpurner Finsternis auf, und seine ganze Haltung, so linkisch und affektiert sie auch war, trug doch das Gepräge aufstrebender Jugendkraft, so wie sein Gesicht männlichen Stolz und Entschiedenheit verriet. Beide gingen schweigend neben einander her, sichtbar aufgeregt und angegriffen. Der Alte sah mit besorgter und bedenklicher Miene darein, der Jüngling schien mehr in Trauer versunken und jenen Träumen nachzuhängen, die wie Dunstgebilde stets aus dem Blütenkelche der jugendlichen Phantasie empor wirbeln.

Jetzt hob er das Haupt und blickte gegen Himmel. Es war ein Blick, wie er, nach Cicero, ein Vorzug des Menschen ist, den wir im Sturme unserer Seele, dem Schiffer auf wildempörtem Meere ähnlich, gleichsam instinktmäßig thun, als wollten wir in den Welten, die über uns ihre Kreise schwingen, den Trost suchen, den uns die Ahnung eines andern Daseins gewährt. Anders jedoch schien der Alte diesen Blick zu deuten und fragte daher: „Sind schon Sterne zu sehen, David?"

Der Jüngling fuhr aus seinen Träumen auf und erwiderte mit einem tiefgeholten Seufzer: „Noch nicht, aber bald."

Wiederum legte der Vater die Antwort anders aus und sagte: „Nu, nu, zwölf Stunden sind ja keine Ewigkeit! Brauchst darum nicht zu seufzen, ein Viertelstündchen hältst Du's noch aus, und länger kanns nimmer währen."

Während dieser Rede hatte sich der Jüngling schnell gesammelt, und da er nun erst merkte, wovon die Rede war, sagte er kurz darauf: „Jetzt sehe ich die drei Lichter der Erlösung schimmern: Ihr könnt getrost Euren Imbiß einnehmen."

Es war nämlich am kommenden Sonntage das Purimfest, dem bekanntlich ein Fasten unmittelbar vorangeht, welches jedoch wegen des intervenierenden Sabbats, dessen Feier durch keine traurige Erinnerung getrübt werden darf, auf Donnerstag, jenen oben bezeichneten Tag vor der Schlacht, zurückverlegt wurde. Daher hatten die beiden Männer weder Speise noch Trank zu sich genommen, ehe drei Sterne sich am Horizonte zeigten, nach deren Sichtbarwerden sich erst die Nacht, der rabbinischen Lehre gemäß, bekundet.

„Wie doch alles Gewohnheit ist!" nahm der Alte wieder das Wort: „Es will mir gar nicht in den Sinn, daß heute Esther-Fasttag ist, weil ihm nicht unmittelbar der jubelnde Purim folgt!"

„Mir kommt der ganze Fasttag lächerlich vor", sagte David. „Bei uns Juden nimmt das ewige Geheul kein Ende; bald weinen wir, weil unsere Vorfahren gelitten, bald, weil sie hätten leiden können. Da muß ich das bischen Tremer meiner feigen Ahnen ausschwitzen, und um ja das liebe Gejammer nicht zu verlieren, muß statt des Sabbats ein anderer Tag herhalten. Uns wird nun einmal der Kelch des Genusses

nicht gereicht, es wäre denn wenigstens der Rand mit Wermut bestrichen, und wo wir zum festlichen Gelage uns begeben da glauben wir, uns erst mit Trauerweiden bekränzen zu müssen."

„Juckt Dich heute wieder Deine freigeisterische Laune, daß Du über eine harmlose Zeremonie so herfällst. Siehe, ich könnte Dir sogar einen schönen erhabenen Gedanken darin zeigen, der gar in vielen unseren Lehren und Gebräuchen ausgesprochen ist. Die trostreiche Lehre, die von der Schöpfung sich herschreibt, daß dem Schoße der Finsternis sich erst das Licht entwand, und die düstere Nacht nur den sonnenhellen Tag gebärt, sie ziehet sich durch das große Drama der Weltgeschichte. Ueberall Entfaltung zum Lichte und zur Klarheit, überall Versagung und Verzichtleistung, überall Entbehrung und Bedürfnis, um den Genuß und die Befriedigung zu erhöhen. Eine sehr sinnige, sehr erhabene Lehre, die eine weitere Auseinandersetzung verdiente." (Fortsetzung folgt.)

Wochen-Chronik.

— **Repräsentantensitzung.** In ihrer ersten geschäftlichen Sitzung erledigte die Repräsentantenversammlung nur Wahlen. Es wurden gewählt: Zum 1. Vorsitzenden Herr Hermann Landsberger, zum 1. Stellvertreter Herr Justizrat Tiktin, zum 2. Stellvertreter Herr G. Löwenberg; zum 1. Schriftführer Geheimrat Marcuse, zum 2. Schriftführer Herr Leichtentritt. In den Finanzausschuß wurden gewählt die Herren Fränkel, Löwenberg, Manheimer, Marcuse, Louis Sachs, Leonhard Sachs, Martin Simon, Stadtrat Dr. Weigert und Louis Sieskind. Der Ausschuß für Religionsangelegenheiten setzt sich aus folgenden Herren zusammen: Prof. Baginsky, Bodenstein, Jastrowitz, Leichtentritt, Mosse, Oppenheim, Leonhard Sachs, Sieskind und Simon. In den Ausschuß für allgemeine Angelegenheiten wurden entsandt die Herren Blumenthal, Bodenstein, Kirstein, Marcuse, Mosse, Oppenheim, Leonhard Sachs, Tiktin, Senator und Levin. Die übrigen Ausschüsse und Kommissionen werden erst in nächster Sitzung gewählt werden. Damit war die Tagesordnung erledigt.

— **Aufruf.** Das augenblicklich sich in der Kommission befindende Lehrer-Besoldungsgesetz wird, wenn es in Kraft tritt, durch Gewährung höherer Alterszulagen den Kollegen Vorteile bringen, die nach dem Austritte aus dem Seminar gleich in den Staatsdienst eintreten. Vielen jüdischen Kollegen ergeht es aber so, daß sie erst einige Zeit im Privatschuldienst zubringen müssen. Wir verlieren dadurch eine Reihe von Jahren. Jetzt, wo diese Materie gesetzlich geordnet werden soll, wäre es angebracht, wenn wir Schritte thun, um unsere Ansprüche geltend zu machen. Die jüdischen Privatschulen dienen ebenso dem allgemeinen Interesse wie die öffentlichen. Das Zentrum hat im Plenum beantragt, daß den Lehrern, welche an Privatschulen der Religionsgemeinden eine Zeitlang angestellt waren, diese Zeit angerechnet werden soll. Unterstützen wir diesen Antrag, indem wir an das Abgeordnetenhaus eine Petition um Anrechnung der an einer von einer Religionsgemeinde unterhaltenen Schule zugebrachten Dienstzeit richten. Wer den von mir vorgeschlagenen Weg für richtig hält, der sende sofort selbst eine Petition ab, oder ermächtige mich durch direkte Zuschrift seinen Namen unter die von mir einzureichende Petition zu setzen. Die Kommissionsberatungen werden beschleunigt, wollen wir Erfolg haben, so muß unsere Petition spätestens bei der zweiten Lesung in den Händen der Abgeordneten sein, darum nicht gesäumt! Mit amtsbrüderlichem Gruß A. Kadisch, I. Lehrer an der jüdischen Stadtschule in Gollub W.-Pr.

— **Mit der Lage der jüdischen Lehrer** fängt jetzt auch die politische Presse sich zu beschäftigen an. Ueber die vom Verein in Rheinland-Westfalen herausgegebene Denkschrift, deren wichtigsten Abschnitt wir in der vor. Nr. auf Wunsch des Vorsitzenden reproduziert haben, schreibt u. a. das Berliner Tageblatt: „Das ganze Elend, dem jüdische Lehrer dadurch ausgesetzt sind, daß ihnen alle Beamteneigenschaften und Rechte, deren sich ihre christlichen Kollegen erfreuen, wie geregelte Anstellungsbedingungen, Versorgung in Krankheitsfällen, Sicherstellung der Hinterbliebenen, völlig vorenthalten bleiben, wird in dieser Denkschrift an der Hand einer sorgsamen Statistik in einer geradezu entsetzenerregenden Klarheit geschildert. Ist die Lage der Volksschullehrer im allgemeinen schon schlimm genug, so ist die der jüdischen eine in jeder Beziehung qualvolle und entwürdigende. Die Staatsaufsichtsbehörde sollte derartigen Zuständen ein Ende zu machen bestrebt sein — schließlich sind doch die jüdischen Volksschullehrer auch Menschen, so zu sagen."

— **Die jüdischen Lehrkräfte.** Jubelnd berichtet die gesamte Antisemitenpresse: „Jnbetreff der jüdischen Lehrkräfte an den Volksschulen Berlins ist nunmehr beim Magistrat das erwartete neue Reskript des Kultusministers eingetroffen. Der Inhalt desselben beweist, daß die Antisemiten vollständig im Recht sind, zu triumphieren, und daß der Vorstand der jüdischen Synagogengemeinde sich gröblich getäuscht hat, als er aus einigen unverbindlichen Wendungen in einem Schreiben des Kultusministers glaubte, auf eine Aenderung hoffen zu dürfen. Es sollen also künftig in den Volksschulen Berlins jüdische Lehrkräfte nur so weit zur Verwendung kommen, wie der jüdische Religionsunterricht mit sich bringt. Jede jüdische Lehrkraft hat mindestens 12 Religionsstunden zu erteilen. Nur für die darüber hinausreichende Stundenzahl dürfen jüdische Lehrkräfte auch zum Unterricht in anderen Disziplinen verwandt werden. Das Reskript verbietet zwar nicht schlechthin die Verwendung jüdischer Lehrkräfte zum Unterricht in der Geschichte und im Deutschen. Es wird aber verlangt, daß bei der Aufstellung der Lehrpläne die Verwendung jüdischer Lehrkräfte in diesen Disziplinen möglichst vermieden wird. Namentlich fürchtet der Minister, daß bei dem Unterricht jüdischer Lehrer in der geschichtlichen Darstellung der erhebende Eindruck der Kreuzzüge auf die kindlichen Gemüter abgeschwächt werden könnte. Außerdem sollen die städtischen Behörden jährlich die Lehrpläne und die Statistik über die jüdischen Kinder und die jüdischen Lehrkräfte mitteilen." Wir können die Freude der Antisemiten begreifen.

— **Geschichte einer Postkarte.** Ein Mann in Galizien, der gern eine jüdische Zeitung halten möchte, aber nicht weiß, welcher er seine Gunst und sein Geld zuwenden solle, schickt, der Findigkeit der Post vertrauend, eine Postkarte mit der Adresse: „An eine israelitische Zeitung in Berlin." Die Post

kennt aber deren drei in Berlin und bemerkt mit grüner Tinte: „Oranienburgerstraße 29 (Bureau der jüdischen Gemeinde) befragen, welche Zeitung empfehlenswert?“ Hierunter mit roter Tinte die Antwort des Bureaus der jüdischen Gemeinde: „Herrn Levin, hier, Gr. Hamburgerstr. 21.“ — Wir freuen uns im Interesse der Sache, daß man allgemach auch im Bureau in der Oranienburgerstraße die Verdienste unseres Blattes um die Berliner Gemeinde anzuerkennen beginnt.

— **Ein Schaf im Wolfspelz.** In der Sonnabend-Nummer der „Staatsbürger-Zeitung“ finden wir die Zuschrift eines „Juden“, der sich bitter über die hiesige israelitische Volksküche beklagt, die unentgeltlich überhaupt nichts abgebe und für 25 Pfennig die bestellte Portion „Schmorbraten nebst gefülltem Darm und Quetschkartoffeln“ nicht geliefert, sondern ein kleines Quantum Rinderlunge hierfür substituiert habe. — Wir wissen nicht, was an der mitgeteilten Thatsache wahr ist, da wir die genannte Volksküche noch nicht besucht haben, allein ehe uns der Gegenbeweis erbracht wird, bestreiten wir die Behauptung des Blattes, daß der Urheber des Briefes ein Jude sei. Juden, die erst die Wohlthaten einer Anstalt in Anspruch nehmen und hinterher nicht blos die Anstalt, sondern auch die Männer, die ihre ganze Thatkraft in den Dienst der Sache stellen, beschimpfen und verdächtigen — solche Juden giebt es nicht. Da die Anstalt auch Andersgläubigen geöffnet ist und von diesen, wie uns mitgeteilt wird, in nicht geringer Zahl besucht wird, so wird wohl der Schreiber des Briefes Geist vom Geiste Bachlers, ein Schaf im Wolfspelz sein.

— **Der Schulchan-Aruch im Parlament.** In der Petitionskommission des Reichstages kam am 5. d. Mts. wiederum eine Petition, betreffend die staatliche Uebersetzung des Schulchan-Aruch zur Verhandlung. Der Petition war zur Begründung ein Exemplar des bekannten Buches „Talmudische Täuschungen“ von dem schon oft belächelten Talmudgelehrten Frhr. v. Langen, der auch das Referat in dieser Sache hatte, beigefügt. Referent stellte den Antrag, die Petition dem Reichskanzler zur Berücksichtigung zu überweisen. Korreferent Tutzauer (Soz.) beantragte, die Petition als nicht geeignet zur Erörterung im Plenum zu befinden, da ausreichendes Material zur Erörterung im Plenum nicht vorliege. Gegen die Stimmen der Abgeordneten v. Langen, von Dallwitz und Jacobskötter beschloß, wie in früheren Fällen, die Kommission dem Antrage des Korreferenten gemäß. — Die zweite sächsische Kammer beriet dieser Tage über eine Petition, die eine Uebersetzung des Schulchan Aruch auf Staatskosten forderte. Der betreffende Ausschuß beantragte, die Petition auf sich beruhen zu lassen. Demgegenüber behauptete der konservative Abgeordnete Dr. Mehnert, daß es nicht nur im Interesse der Christen, sondern auch im Interesse der Israeliten sei, „daß endlich darüber Klarheit geschaffen werde, was denn in dem Buche stehe.“ Die meisten christlichen Staaten, in denen Israeliten lebten, hätten ein lebhaftes Interesse daran, zu wissen, welche sittliche Anschauungen im Schulchan Aruch gelehrt würden; es sei deshalb auch Aufgabe des Staats, die Kosten für die Uebersetzung zu bestreiten. Deshalb beantrage er, die Petition der Regierung zur Kenntnisnahme zu überweisen. In ähnlichem Sinne sprach sich der deutschsoziale Abg. Theuerkorn aus, während der nationalliberale Abg. Schill und der Fortschrittler Minckwitz für den Antrag waren. Der sozialdemokratische Abgeordnete Goldstein erklärte, daß noch nicht 1 v. H. der Juden den Inhalt des Schulchan Aruch kenne, daß also das Land gar keine Veranlassung habe, an eine Uebersetzung des Buches heranzutreten. Außerdem genügen die vorhandenen Uebersetzungen allen Ansprüchen. Der Antrag des Abgeordneten Mehnert, die Petition der Reichsregierung zur Kenntnisnahme zu überweisen, wurde mit 41 gegen 29 Stimmen abgelehnt, der Antrag des Ausschusses, die Petition auf sich beruhen zu lassen, angenommen. — Wir wiederholen, was hier schon 999 Mal betont worden ist: Keinem könnte die Uebersetzung des Schulchan Aruch willkommener sein, als uns Juden, da man in der That dadurch allerseits erfahren würde, „was in dem Buche stehe“ — zur großen Enttäuschung aller Feinde des Judentums. Da aber der Schulchan Aruch auf dem Talmud basiert, und jener ohne diesen nicht verständlich ist, so muß im Interesse der wissenschaftlichen Wahrheit die gleichzeitige Uebersetzung des Talmud gefordert werden. — Dieser antisemitische Petitionswahnsinn hat übrigens Methode. Auch der Badische Landtag beschäftigte sich mit dem Schulchan Aruch. Namens der Petitionskommission berichtete nämlich Hofrat Dr. Rümelin über die Bitte des deutschsozialen Reformvereins Mannheim und mehrerer Einwohner von Heidelberg und Hopfenheim um Uebersetzung des Schulchan Aruch. Der Berichterstatter wies darauf hin, daß schon auf dem letzten Landtage das Haus sich mit dieser Petition beschäftigt habe. Sie habe daher keinen Grund gehabt, auf dieselbe nochmals einzugehen und sie stelle daher den Antrag, über die Petition zur Tagesordnung überzugehen. Der Antrag wurde ohne Debatte angenommen.

— **Joachim Gehlsen,** der Reichsglöckner von Anno dazumal, ist bekanntlich wieder in Berlin aufgetaucht und hat, um zu leben, seine „Reichsglocke“ wieder auferstehen lassen. Das Erscheinen des Blattes, das sich „wider Junker, Jesuiten und Juden“ wenden sollte, war von der antisemitischen Presse, die eine unbequeme Konkurrenz witterte, mit scheelem Blicke angesehen, und vollends jetzt wird sie auf die Kollegin schlecht zu sprechen sein, da Herr Gehlsen in jeder Nummer seines Blattes einem anderen Konkurrenzblatte sozusagen in die Suppe spuckt. In der letzten Ausgabe der Reichsglocke „kauft“ er sich „Freideutschland“: „Sehr erbaulich liest sich eine „Notiz“ im Briefkasten des oben genannten Blattes. Der für den unpolitischen Teil verantwortliche Schriftleiter Herr Sch—indler führt den Niedergang des Blattes auf die „gänzliche Unfähigkeit“ und den „Unfleiß“ des früheren Geschäftsführers Herrn Reinecke zurück. Ganz recht so, nachdem Herr R. sein Geld — und es soll nicht wenig sein — los geworden ist, wirft man ihn hinaus und beschimpft ihn in der gemeinsten Weise. Wir wollen auf den übrigen Inhalt nicht eingehen, möchten jedoch hier die ganze Erbärmlichkeit von zwei „fähigen Schriftleitern“ festnageln, von denen der eine Herrn R. sein Dasein als „Schriftleiter von Frei-Deutschland“ verdankt, der andere froh sein kann, daß Herr R. seinerzeit verschiedene „Irrtümer“ desselben mit dem Mantel der Liebe und des Mitleids zugedeckt hat.“ — Das läßt ja tief blicken. Uebrigens scheint das

Geläut der Reichsglocke wenig Gehör zu finden; die Leser lieben diesen Schall nicht und auch Herrn Gehlsen wäre ein anderer Schall lieber. Er sagt es selbst öffentlich in seinem Blatte einem angeblichen v. R.: „Freilich. Wenn es eine Schande ist, keine Mittel zu haben, so giebt es ein gutes Mittel, diese Schande auszulöschen. Es besteht darin, daß diesem Blatte seitens seiner Freunde diejenige Unterstützung wird, welche es verdient. Mit schönen Reden kann man keinen Hahn satt machen. Thun Sie nur den Beutel auf, derjenige des Reichsglöckners ist offen.“ Das läßt noch tiefer blicken. Und wenige Zeilen weiter benachrichtigt er einen Dr. L. in Hamburg: „Außer etwaigen Geldsendungen werden anonyme Beiträge nicht berücksichtigt.“ — Also Geldsendungen nimmt Herr Gehlsen auch an, wenn sich der Absender nicht nennt — das läßt am tiefsten blicken.

— **Falsches Martyrium.** In Nakel fand neulich ein Duell zwischen einem jüdischen Gerichtsassessor und einem christlichen Gutsbesitzer statt. Der Assessor wurde, schwerverletzt, in eine hiesige Klinik gebracht, wo er nach einigen Tagen starb. In der Grabrede hob der amtierende Rabbiner in Nakel hervor, daß der Verblichene, ein friedliebender Mann, in der Verteidigung der Ehre seines Berufes und seines Stammes in den Tod gegangen und so gewissermaßen ein Märtyrer seines Berufes und seines Stammes geworden sei. Hierauf erwidert ein demokratisches Blatt, das oft ein ehrliches Wort spricht, die „Volkszeitung“ nämlich: „Der Geistliche hat mit seinen Ausführungen durchaus Unrecht. Der Verstorbene ist nicht in der Verteidigung seiner Ehre gefallen, denn diese konnte ihm durch einen brutalen Angriff nicht geraubt werden. Assessor Wollstein hat vielmehr, indem er sich auf die Pistolenschießerei einließ und sich dadurch über Recht und Gesetz, deren Hüter er sein sollte, hinwegsetzte, seine Berufsehre als Richter gröblich verletzt. Assessor Wollstein ist auch kein Märtyrer seines Berufs und seines Stammes, wie der Geistliche meint. Denn die Märtyrerkrone erwirbt man nicht, wenn man bei einer Handlung seinen Tod findet, die den obersten Sittengesetzen Hohn spricht. Man kann den Tod des jungen Mannes, der einem unglückseligen Vorurteil zum Opfer gefallen ist, beklagen, aber man handelt selbst unrecht, wenn man ihm seine ungesetzliche That noch zum Ruhme anrechnet. Hieran scheint der Geistliche bedauerlicher Weise nicht gedacht zu haben.“ — Uns aus der Seele geschrieben!

— **Auch ein Kompetenzstreit.** Vor etwa zwei Jahren wurde hier aus Aschaffenburg berichtet, daß der dortige Rabbiner mit dem Vorstand in Streit geraten sei, weil letzterer nicht gestatten wollte, daß der Rabbiner das Neïla-Gebet vortrage. Der Vorstand entsprach hiermit dem Wunsche vieler Gemeindemitglieder, die diesen Gottesdienst vom Kantor geleitet wissen wollten. Der Rabbiner blieb damals am Jom Kippur dem Gottesdienste in der Synagoge fern und strengte nach den Feiertagen Klage gegen den Vorstand an. Heute wird uns aus Aschaffenburg geschrieben: „Der in diesen Blättern vor zwei Jahren erwähnte Neïla-Prozeß zwischen der israelitischen Kultusgemeinde und dem Rabbiner dahier ging durch drei Instanzen und wurde endgiltig zu Gunsten des Rabbiners entschieden. In orthodoxen Kreisen ist man gespannt darauf, ob der Rabbiner von seinem Rechte Gebrauch machen wird, da er in bejahendem Falle gegen den Schulchan Aruch handeln würde, woselbst es heißt: Es dürfe niemand gegen den Willen der Gemeinde oder mit Hilfe der Behörden das Vorbeteramt ausüben.“

* **Seltenes Ehejubiläum.** Das seltene Fest einer Diamanthochzeit beging am 3. Februar der Kollege Lehrer emerit. Braunhart'schen Eheleute in Schubin. Zum Polterabend wurde dem Jubelpaar von sämtlichen Kollegen der Stadt und nächster Umgegend ein Ständchen gebracht, und das Hochzeitsfest verlief so glänzend, wie ein derartiges wohl noch nie in dieser Stadt gefeiert worden ist. Nachmittags erschienen die Vertreter der jüdischen Gemeinde, die Vorstände verschiedener Vereine und im Namen der Stadt Bürgermeister Seiler und Rentmeister Hausmann und unzählige ehemalige Schüler und Freunde zur Beglückwünschung und Ueberreichung wertvoller angemessener Geschenke. Nachmittags fand die Einsegnung des Paares im festlich geschmückten, mit unzähligen Kerzen erleuchteten Tempel, wo auch Landrat Graf von Rittberg anwesend war, durch den Rabbiner Dr. Walter aus Bromberg statt. Der Gesang wurde von Schülern unter Leitung des Kollegen Wolfram ausgeführt. Vom Kaiser erhielt das Paar ein Geldgeschenk; ebenso trafen 200 Mark auf telegraphischem Wege vom Kultusminister Bosse ein; ebenso gingen telegraphische Glückwünsche ein von dem Geheimen Oberregierungsrat im Kultusministerium von Chappius, aus Amerika und aus Dänemark. Zu Ehren des Jubelpaares fand Abends ein Picknick verbunden mit Ball, veranstaltet von ehemaligen Schülern und Freunden statt. — Zum 50jährigen Staatsjubiläum erhielt der Kollege seiner Zeit den Adler des Hausordens von Hohenzollern. Zum Schluß wird noch mitgeteilt, daß der Kollege B. noch ein Schüler Heinrich Heines gewesen ist; und er erinnert sich genau dieses Lehrers seiner Zeit in Berlin.

Alexander-Gollautsch.

— **Schach und Antisemitismus.** Dem „Jewish Chronicle“ wird geschrieben: „Es bestätigt sich, daß Herr Dr. Lasker seine Gegner in St. Petersburg besiegt hat, aber was nicht allgemein bekannt sein dürfte, ist das besondere Interesse, welches die Juden an diesem Siege haben. Der St. Petersburger Schachklub, welcher das Tournier veranstaltet und alle Kosten desselben bestritten hat, ist ein antisemitischer Verein. Dies mag auf den ersten Augenblick sonderbar scheinen, denn was hat in aller Welt das kosmopolitische Schachspiel mit der Judenfrage zu thun? Die Antwort auf diese vernünftige Frage lautet aber: „Man kann doch sicher nicht zugeben, daß ein guter Christ sich von einem verhaßten Juden schlagen lasse.“ Und darum haben die weisen Gründer des St. Petersburger Schachklubs bei Feststellung des Statuts im Jahre 1889 einen Paragraphen in dasselbe aufgenommen, wonach die Zahl der jüdischen Mitglieder nicht mehr als 20% der gesamten Mitgliederzahl betragen sollte. Es genügt uns zu wissen, daß beide Söhne Suworins, des Herausgebers der „Nowoje Wremja“ und ärgsten Judenfeindes in Rußland, dem Komitee des Klubs angehören, der eine als Schriftführer und der andere als Schatzmeister. Ersterer ist heute aber der wirkliche Heraus-

geber dieses Blattes, da der Vater sich von der Redaktion zurückgezogen hat und nur noch als Mitarbeiter das Blatt unterstützt. Auch Tschigorin, obschon kein verbissener Antisemit, steht ganz unter dem Einfluß der reichen Familie Suworin, da er selbst kein Vermögen besitzt und als Redakteur der Schachartikel in der Nowoje Wremja ganz von diesem Blatte abhängt. — Bei Beginn des Tourniers hatten Lasker und Steinitz die ersten Partien gegen Pitsburg und Tschigorin verloren; darüber natürlich lautes Jubelgeschrei im Lager der Antisemiten, und die weitverbreitete „Petersburgskaja Gasetta“ (nicht zu verwechseln mit der anständigen „St. Petersburgskija Wjedomosti Gasetta“) hatte nichts eiligeres zu thun, als in ihrer Morgenausgabe diesen christlichen Sieg mit den Worten zu verkünden: „Es scheint, daß wir den Juden eine Lektion im Schachspielen geben werden!“ Diese Lektion wurde nun auch gegeben und dabei anständig honoriert. Dr. Lasker erhielt 2000 und Herr Steinitz 1600 Mk., außerdem noch die Prämien für besondere Spiele und sämtliche Auslagen. —n.

— **Russische Aushebungen.** Die diesjährige Rekrutenaushebung im Kreise Letichew hatte für jüdische Jünglinge ein trauriges Resultat. Da die Namen vieler bereits Verstorbenen in den Listen nicht gelöscht waren, wurden natürlich die Träger dieser Namen zur Gestellung einberufen und da man sie von den Toten nicht erwecken konnte, mußten andere für sie eintreten. Dieses Los traf 11 Juden mit Privilegien 1. Klasse: es fehlten jedoch immerhin noch 8. — Aehnliches ereignete sich zu Perejaslaw (Gouv. Poltava), wo für die Aushebungskommission eine Schwierigkeit dadurch entstand, daß sie die Namen von 7 Toten und 8 Personen, welche bereits längst nach Argentinien ausgewandert waren, aufrief. — In Elisawethgrad begann die Aushebung am 15. November v. J. Es wurden 71 Juden ausgehoben, darunter 17 mit Privilegien 2. und 3. Klasse. Die Zahl der Christen betrug nur 91, ein Mißverhältnis zu Ungunsten der Juden, wie es hier seit Jahren nicht vorgekommen war. c.

— **Die Juden und die russische Industrie.** Aus Tambow wird berichtet, daß die Beteiligung der Juden an sämtlichen Industriezweigen dieses Distrikts eine sehr beachtenswerte ist und sie mit den Deutschen in jeder Beziehung gleichen Schritt halten. Die von jüdischen Handwerkern, Webern und Färbern hergestellten Arbeiten sind in jeder Hinsicht den vom Auslande eingeführten gleichwertig. Eine große Anzahl jüdischer Hausväter nebst Frauen und Kindern ist in den verschiedenen Spinnereien beschäftigt. Ihre Arbeit wird auch gut bezahlt und sind sie hierbei von den gewöhnlichen Lastern der Fabrikarbeiter, als Trunksucht, Liederlichkeit, Raufsucht u. s. w. gänzlich frei. c.

— **Ein schönes Zeugnis** stellte ein amerikanischer Geistlicher den Juden aus. „The Illustrated American“ vom 28. Dezember vorigen Jahres schreibt nämlich: „Vor einiger Zeit sprach Dr. Rainsford in seiner liberalen Art, wie unrichtig wir die Juden beurteilen. Er sagt, es ist ein allgemeiner Begriff geworden, daß die Juden alle Schwindler, Feiglinge und Heuchler seien, weil sie vor fast 1900 Jahren unseren Heiland nicht anerkannten. Vor allem erbat er sich von seinen Zuhörern, daß, bevor sie sich der allgemeinen Meinung anschließen, sie erst nachdenken sollen, was sie thun würden, würde sich Jesus heutzutage so unter die Christen mengen, wie er sich unter die Juden gemischt? Sie würden ihn vielleicht nicht kreuzigen, weil wir schon im 19. Jahrhundert sind, und dies das geklärte Zeitalter ist, aber daß sie ihn bekämpfen würden und sich mit Händen und Füßen gegen die neue Religion wehren möchten, das steht fest. Was würde geschehen? Ich bezweifle, daß unsere Nachkommen dafür büßen müßten, so wie es die Juden schon lange für ihre Vorfahren büßen müssen. Deshalb ist es sehr unrecht von der Gesellschaft, die Juden so auszuschließen, daß sie dann auf diese Weise für ihre Vorfahren büßen müssen. — Ich für meine Partei bewundere die Juden! Sie haben viele Charaktereigenschaften, welche uns anzueignen unsere Ambition sein sollte. Ihre Einigkeit untereinander, ihre große Freigebigkeit gegen Arme — wie selten sieht man jüdische Bettler! — die Achtung und Verehrung gegen ihre Eltern, welche den Kindern von frühester Jugend an eingeprägt wird, die Ausdauer in der Erreichung ihres sich vorgesteckten Zieles ist zu bewundern und durchaus nicht zu tadeln. Es giebt wohl auch schlechte Menschen unter dem jüdischen Volke, aber nicht mehr als in unserem, was auch einst der Tag der Vergeltung zeigen wird. Bisher war es nur immer, daß wir uns durch schlechte Charaktere eine Meinung über das ganze Volk bildeten. Alles, was ihnen jetzt geschehen ist, war Unrecht, und jeder rechtdenkende Mensch muß zugeben, daß der Unschuldige, nachdem die Unschuld bewiesen ist, nicht mehr leiden darf.“ Sehr schön und wahr. Der Umstand jedoch, daß seit einiger Zeit in Amerika die Juden von christlicher Seite ostentativ gepriesen werden, erfüllt uns mit Betrübnis, denn er zeigt, daß auch drüben der Antisemitismus im Anzuge ist. Oder irren wir uns?

Hier und dort.

— In Magdeburg hielt der israelitische Witwen- und Waisen-Unterstützungsverein, eine seit dem Jahre 1869 bestehende wohlthätige Stiftung, deren Begründer Rabbiner Dr. Rahmer ist, am 25. v. M. im Gemeindehause die statutenmäßige Jahresversammlung ab. Aus dem Verwaltungsbericht pro 1895 ist folgendes hervorzuheben: Die Einnahmen des Vereins betrugen 6696,31 Mark. Ausgeteilt wurden an bedürftige Witwen und für arme Waisen an deren Mütter oder Vormünder 3015,60 Mark, so daß einschließlich der sonstigen geringen Verwaltungskosten die Gesamtausgaben auf 3165,70 Mark sich stellen. Die Mitgliederzahl des Vereins belief sich auf 212, während das Grundvermögen am 31. Dezember 1895 die Höhe von 67,551,66 Mark erreichte.

— Aus Bielefeld, einer Hauptburg des Antisemitismus, dem Ort, wo Hammerstein seine Ideen von Ehrlichkeit und Rechtlichkeit verbreitete, kommt die Nachricht, daß sein Gesinnungsgenosse, der würdige Pastor a. D. Dr. Danneil sich ihm ebenbürtig gezeigt habe. In einer Stadt Italiens haben er und noch ein Genosse den dortigen deutschen Konsul und andere Deutsche durch ihr Auftreten und Anpumpen schwer geschädigt und blamiert. Bei Nacht und Nebel verschwanden sie. — Wie sagte doch Abg. Stadthagen im Reichstage, wo-

bei ihm von rechts ironisch Beifall geklatscht wurde: Es kann niemand aus seiner Haut heraus. Probatum est. X-S.

— Juden in königlichen Familien. Es dürfte wohl nicht allgemein bekannt sein, daß eine Stiefnichte der Königin von England Jüdin von Geburt ist, und doch ist das der Fall. „Prinz Leopold von Sachsen-Koburg, Neffe des verstorbenen Prinzgemahls, hat nämlich eine Tochter Joseph Geigers, eines Wiener Musikers, zur Gemahlin. Prinz Ludwig von Bayern, Bruder der Kaiserin von Oesterreich, heiratete ebenfalls eine Jüdin, namens Henriette Mendel. Daß die Fürstin von Monaco eine geborene Heine ist, ist bekannt.

— Bonaparte-Bibliothek in London. Die großartige und weltberühmte philologische Büchersammlung, welcher der verstorbene Prinz Lucien Bonaparte viele Jahre seines Lebens, einen großen Teil seines Vermögens und sein reiches philologisches Wissen gewidmet hat, hat über 25 000 Druckwerke und eine große Anzahl wertvoller Handschriften, worunter eine kostbare Kollektion baskischer Manuskripte wohl als Unikum gelten dürfte. Der handschriftliche Katalog der Bibliothek umfaßt 718 Quartseiten und giebt einen Beweis von der Reichhaltigkeit derselben. Zum Zweck der Erwerbung und Erhaltung dieses Bücherschatzes für England hat sich ein Komite gebildet, welches am 19. Juni v. J. seine erste Sitzung hielt, in welcher auf Antrag des Herrn Israel Gollancz und des Bischofs von Portsmouth folgende Resolution angenommen wurde: „Es ist wünschenswert im Interesse der philologischen Wissenschaft unseres Landes, daß die Bonaparte-Bibliothek ungeteilt bleibe und ein Komite ernannt werde, die Werke zu prüfen und über deren Wert Bericht zu erstatten". In neuester Zeit fand der Plan eine kräftige Unterstützung von einer großen Anzahl hervorragender Spezialisten, als Prof. Max Müller, Prof. Sayce, Prof. Jos. Wright, Dr. Leitner u. a. Sie alle meinen, daß die Bibliothek, die in London gegründet und viele Jahre aufbewahrt wurde, keinen würdigeren Platz finden können als im Herzen der City von London.

Die Genannten haben sich ferner bereit erklärt, die Leitung der Bibliothek zu übernehmen, falls diese der Stadt überwiesen werden würde. Unter dem Vorsitze des Bischofs von Stepney hat sich ein Exekutiv-Komite gebildet, um Beiträge zum Ankauf der Bibliothek zu sammeln. Zu diesem Komite gehört auch Rev. Dr. Löwy, welcher den Katalog der Bücher, die Herr Philipp Salomons der Korporation zum Geschenk machte, angefertigt hat. Außer von Lord Rothschild, welcher bereits einen höhern Beitrag zum Fond zugesagt hat, sind von mehreren Seiten weitere Beiträge in Aussicht gestellt und die Juden Englands werden es gewiß als eine Ehrenpflicht ansehen, dieses Unternehmen nach Kräften zu unterstützen und zwar schon allein aus dem Grunde, weil viele jüdische Familien Englands zu diesem Werke schon in stetiger Beziehung stehen. Außer der bereits erwähnten hebräischen Sammlung des Herrn Ph. Salomons hat auch Lady Louisa Goldsmid die Sammlung der Korporation wesentlich bereichert; auch Sir David Salomons, 1856 Lord Major in London hat ihr eine Schenkung von 20 000 Mark gemacht. Der verstorbene Baron Lionel von Rothschild hat ein kostbares Fenster für das Lesezimmer und Alderman Faudel Philipps, Herr F. D. Mocatta u. a. haben wertvolle Geschenke gespendet. J. C.

— Childers. Der am 29. Januar zu London verstorbene Herr Childers war ein Abkömmling unseres Volkes. Sowohl von väterlicher als auch mütterlicher Seite gehörte er zur Familie der Abudiente und stammte von dem berühmten Financier Sampson Gideon, welche zu Anfang des 18. Jahrhunderts dasselbe bedeutete wie der Name Nathan Rothschild ein Jahrhundert später. Hr. Childers war der Sohn des Rev. Eardley Childers, welcher mit seiner Kousine Marie, Tochter des Sir Culling Smith verheiratet war. Hrn. Ch. Mutter, Charlotte Smith und des Rev. Ch. Mutter, Selena Childers waren Schwestern. Ihr Vater war Sampson Gideon, der erste und einzige Lord Eardley und einziger Sohn des Financiers Sampson Gideon, welcher unter Königin Anna, als ein Orakel in der Börsenwelt galt und ein Freund Sir Robert Walpoles war. Dieser Sampson war ein Enkel des berühmten Grammatikers Moses b. Gidhon Abudiente aus Hamburg, der als erster der aus Portugal Vertriebenen nach Nordeuropa einwanderte, Hr. Childers hatte bis an sein Ende ein warmes Interesse für jüdische Angelegenheiten. J. C.

— In voriger Woche fand die formelle Uebergabe des Herrenhauses zu Nizza, welches Madame Furtado-Heine der Regierung als Erholungsheim für verwundete und kranke Offiziere sowohl des Landheeres als der Marine geschenkt hat, statt. Madame Furtado-Heine hat außer diesem großherzigen Geschenke auch einen Beitrag zur Unterhaltung desselben gespendet. General Verrier als Vertreter des Präsidenten der französischen Republik, General Gebhardt, Gouverneur von Nizza und Vice-Admiral de Slane nahmen an der Zeremonie teil und statteten der patriotischen Geschenkgeberin ihren herzlichsten Dank ab.

— Wir lesen in der in Cincinnati erscheinenden „Deborah": „Der Freitag Abend-Gottesdienst mit Predigt und Chorgesang hat nicht blos in vielen Gemeinden den Sabbat, sondern auch die Gemeinden gerettet, wie das nur noch die Religionsschule zu leisten im stande war. Das sind die Waffen gegen den leidigen Indifferentismus, der besonders die Geschäftsleute ergriffen und der Gemeinde entfremdet und die arbeitende Klasse gänzlich abgestoßen hat." — In Berlin hat man das immer noch nicht eingesehen. Hier ist der Freitag Abend-Gottesdienst nichts als ein Chor- und Orgelkonzert, das, außer den Choristen, keinen erwärmt.

— Literarische Notiz. In mehreren Exemplaren meiner neuesten Schrift: „Ueber den Einfluß des ersten hebräischen Buchdrucks auf den Kultus und die Kultur der Juden" ist S. 15 oben der erste Satz nicht ganz korrekt enthalten. Derselbe muß richtig lauten: „Es stimmen nun alle jene Gelehrten überein, daß mit כתב, schreiben, nur Relief (חק תוכות), nicht aber das Eingravieren (חק יריכות) auszuschließen und somit die Druckschrift auch als „Schrift" im biblischen Sinne anzusehen sei." Zur Litteratur über die Sedarim S. 49 ist noch A. Epsteins Buch Mikadmonijoth ha Jehudim S. 57 nachzutragen. Dr. A. Berliner.

Personalien.

— Vor einigen Tagen feierte Rabbiner Dr. Lewin in Freiburg i. Br. sein 25jähriges Rabbiner-Jubiläum. Es wurde ihm dabei eine erdrückende Zahl von Ovationen von allen Seiten gebracht. Im Anschluß an den Bericht wollen wir noch bemerken, daß Herr Dr. Lewin ohne Bewerbung von der Berliner Gemeinde zur Gastpredigt aufgefordert wurde, daß aber die badische Regierung den Wunsch aussprach, er möchte auf diesen ehrenvollen Ruf verzichten. (Koblenzer Zeitung.)

— Am 24. d. M. begingen Landrabbiner Dr Salzer und Gemahlin in Stadtlengsfeld das Fest der Silbernen Hochzeit. Es lieferte dieser Anlaß einen deutlichen Beweis davon, welch großer Beliebtheit und allgemeiner Verehrung sich das Jubelpaar erfreut.

— Der Vertreter der Bukowinaer Handelskammer im Abgeordnetenhause, Herr Heinrich Popper, ist nach langer Krankheit im 54. Lebensjahre gestorben.

— Versetzt: Herr Em. Kahn von Naugard nach Luckenwalde.

— Einer der beliebtesten und verdienstvollen Vertreter der Judenheit Hamburgs, Herr Rabbiner G. Schlesinger, in weiten Kreisen unter dem Namen „Rabbi Getzsch“ als bedeutender Talmudist bekannt, feierte am 15. Schwat unter allgemeiner Beteiligung von Behörden und Privaten das Fest der goldenen Hochzeit.

Brief- und Fragekasten.

— Unter den vielen in diesem Blatte aufgeworfenen Fragen dürfte auch die der öffentlichen Diskussion wert sein, weshalb nur oder doch meistens die Chewra Kadischa ז׳׳אדר den Geburts- und Sterbetag von Mose Rabenu feiern ohne Beteiligung der ganzen Gemeinde? In meiner Heimat feiert die Chewra Thilim den 7. Adar, indem die Mitglieder desselben sich in dem von 345 Kerzen (מ׳ש׳ה׳ = 345) erleuchteten Bes-ha-midrasch vor dem Morgengottesdienst versammeln, Psalmen rezitieren und nach beendetem Schachris einen festlichen Imbiß einnehmen. Hier in F. fasten die „Chewra-Leute“ bis Mittag und wird nach beendetem Mincha-Gebet um 12½ Uhr eine „S'ude“ abgehalten. Es wäre erwünscht von berufener Seite zu erfahren, wo die Quelle dieser schönen Sitte zu suchen und wie alt wohl dieselbe sei. K.

— Herren Dr. K. Virovitica und H. Fr. Zuny. Herr Kantor Weißmann, Frankfurt a. M., Pestalozzistr., bietet sowohl frühere Jahrgänge des „Jeschurun“, wie auch den Jahrgang von Katheder und Kanzel an.

— Wohllöbliche Redaktion! Sie scheinen mich in der „Klebe-Angelegenheit“ (vorige Nummer) mißverstanden zu haben. Unser Kultusbeamter hat schon 4 Jahre „geklebt“ und brachte mir nun die 5. Karte. Ich habe nicht angefragt, ob er kleben muß, sondern ob er weiter kleben soll? d. h. ob das Ganze einen Zweck hat, da ich in einem politischen Blatte gelesen habe, daß jüdische Kultusbeamte kleiner Gemeinden auf Invaliden-Unterstützung keinen Anspruch haben. Ich bitte sehr um Auskunft darüber.

L. Bodländer, Boronow.

— Frau B. K., hier. Für die Belehrung, daß in der Waschküche nicht Lauge, sondern Wasser die erste Stelle einnehme, sagen wir Ihnen verbindlichsten Dank. Allein in unsrer Küche können wir mit Wasser nichts mehr ausrichten, wir müssen und werden nach wie vor Lauge verwenden.

— Hrn. Dr. B., Frft. a O. Mit Vergnügen stellen wir Ihnen den gewünschten Raum im „Jeschurun“ zur Verfügung.

— Hrn. Dr. F., Zwittau. Das Hauptblatt der heutigen Nummer war beim Eintreffen Ihres anregenden Aufsatzes schon besetzt, er wird darum nebst der Para-Predigt gelegentlich im „Jeschurun“ erscheinen.

— Hrn. B. W., Aurich. Gute Probelektionen sind uns sehr willkommen. Der Purim-Artikel wird erscheinen.

— Die Berichte über die letzte Montagsvorlesung, die Vereine Beth-Zion, Frauen- und Jungfrauen-Verein ꝛc. erscheinen in der nächsten Nummer.

— Hrn. Dr. M. E., Petersburg. Gern acceptiert.

— Hrn. Z. St., New-York. Ueber Ahlwardt wollen wir lieber nichts mehr bringen. Der Mann ist moralisch tot, mögen jetzt die Toten die Toten begraben.

Wochen-	Februar 1896.	Adar. 5656.	Kalender.
Freitag . . .	15	30	1. Tag R.-Chod. Adar
Sonnabend . .	16	1	תרומה Sabb.-Ausg. 5,58.
Sonntag . . .	17	2	[Sobb. Schekalim.]
Montag . . .	18	3	
Dienstag . . .	19	4	
Mittwoch . . .	20	5	
Donnerstag . .	21	6	
Freitag . . .	22	7	Rosch Chod. Adar.

Aufruf!

Die geehrten Leser und Leserinnen dieser geschätzten Zeitschrift erlaube ich mir auf einen alten ehrwürdigen, der milden Gaben bedürftigen Mann, aufmerksam zu machen. Derselbe ist bereits 114 Jahre alt und steht hilflos da. Unsere Gemeinde, die nur klein ist und größtenteils nicht wohlhabende Familien aufzuweisen hat, übt schon seit Jahren an dem Greise die schöne, bei uns Juden eingeführte Sitte גמלת חסד. In letzterer Zeit ist der 114jährige bettlägerig geworden und nun ganz besonders der milden Gaben bedürftig. Wer schnell giebt, giebt doppelt. Zur Empfangnahme ist der Unterzeichnete und die Redaktion bereit.

Mrotschen, den 9. Februar 1896.

Liebstädter, Simultanschullehrer.

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 14. Februar in allen Synagogen abends $5^3/_4$ Uhr.

Sonnabend, d. 15. Februar in der alten Synagoge morgens $8^1/_2$ Uhr, in den übrigen Synagogen morgens 9 Uhr.

Predigten vormitt. $9^1/_2$ Uhr: Alte Synagoge, Herr Rabbiner **Dr. Rosenzweig**; vorm. 10 Uhr: Kaiserstr.-Synagoge, Hr. Rabb. **Dr. Weiße.**

Abendgottesdienst $5^3/_4$ Uhr.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte Synag. u. Kaiserstr.-Synag. morg. 7 Uhr u. abends 5 Uhr. Neue u. Lindenstr.-Synag. morg. $7^1/_2$ Uhr und abends $4^1/_2$ Uhr.

Vakanzen.

Meudt (Nassau.) Zum 15. 3. unverh. sem. geb. Rl., K., Sch. Fix 600, Nbk. 2–300 Mark. Ausl. ausgeschl. Reisek. d. Gew. Meld. an Heimann Stern.

Naugard (Pom.) Sof. Pr., Rl., K., Sch. Fix 1500, mehrere 100 Mk. Nbk. u. f. W.

Lobsens. K., Sch., Kore. Fix 1000, Nbk. 700 Mk. u. fr. W. Reisek. d. Gew.

Crumstadt b. Darmstadt. Zum 1. 3. Sem. geb. Rl., K., Sch. Fix 500 Mk., fr. Wohn. u. Nbk. Meld. an A. Bruchfeld I.

Langen b. Frankfurt a. M. Zum 1. 5. Sem. geb. Rl., K., Sch., Fix excl. Nbk. 6—800 Mk. Keine Reisek. Meld. an S. Metzger.

Leer (Hannover). Zum 1. 4. od. 1. 5. verh. examinierter Sch. u. Syn.-Diener. Fix 700—800 Mk. Nbk. der Frau aus Mikwa.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von Arthur Scholem, Berlin C. 19, Roßstraße 3.

Exotisch-jüdische Hochzeitsgebräuche.

In Gibraltar.*)

Ich hatte heute die Post zu ordnen, und verließ daher erst nach zwei Uhr den Bord, von einer Judenhochzeit ans Land gelockt. Ich eilte in den Park, um unsere Damen zu suchen, fand sie aber schon in dem Garten des Konvents mit der Familie des Gouverneurs und einigen Eingeladenen versammelt. Wir zogen durch die obere Stadt und kamen durch allerhand Winkelwerk zu einem ziemlich nett aussehenden Hause, vor welchem uns der Bräutigam und die Aeltesten empfingen; der reichste Israelit Gibraltars, ein modernisierter Jude im Frack, begleitete uns schon vom Konvent aus bis hierher. Orientalische Musik und näselnder Gesang empfingen uns im Flur, an die Spielleute des Evangeliums mahnend. Dichte Judenmassen drängten sich vor der Eingangspforte die schmale Stiege hinan. Vom Bräutigam geleitet, winden wir uns durch dieselben; eine Israelitin mit großen, dunklen, klug und sinnig leuchtenden Augen, die Herrin des Hauses, kam uns im schwarzen europäischen Gewande, mit orthodoxer Perrücke, durch die sich Gold- und Silberperlen auf orientalische Weise wanden, freundlich uns die Hände schüttelnd, entgegen. Sie führte uns ins Hochzeitsgemach, einen einfachen netten Salon im europäischen Style, nur brannten, um die Heiligkeit des Augenblickes anzudeuten, trotz der Tageshelle alle Kerzen; das Gemach funkelte vom reichen Geschmeide, dem verschwenderischen Golde und den schön gewählten, grellen Farben der überreichen Kleider der schönen Töchter Israels aus Tanger und Tetuan. Doch das höchste Licht dieses Glanzes, das Wunderbild aus anderen Zonen, war die Gruppe an der Hauptwand. Auf hohem, mit grünen Stoffen überzogenem Empor, an der mit rotem Damaste baldachinartig bedeckten Wand, saßen wie zwei Königssphinxe ernst, ja böse um sich blickend, zwei braunhäutige Matronen aus Tanger mit reichen, scharlachroten, goldgestickten Kaftans, seidenem, flachen Kopfschmucke, dem der egyptischen Könige ähnlich, und grellschwarzen Perrücken, um die antike Spangen und Juwelen hingen. Zwischen ihnen, auf einem Divan an die Wand gelehnt, saß ein Wesen, von einem Blondenschleier bedeckt, mit einer perlengestickten Tiara gekrönt, wie ein starres Wachsbild, auf das die glühenden Farben der Kunst frisches, durchsichtiges Leben gehaucht hatten. Mit Staunen ergriff uns dieser seltsame Anblick; sah's doch aus wie Gott Wischnu, der juwelengeschmückte Götze auf hohem Altar zwischen seinen feuerspeienden Drachen im Riesentempel von Benares. Nach langem Hinblicken gewahrte ich erst, daß das Wachs Fleisch und Blut und der unbewegliche Götze mit geschlossenen Augen — die Braut sei.

Wie eine Tote lag sie da, keine Muskel zuckte, und nur nach aufmerksamem Betrachten konnte man ein leises Heben des Busens bemerken. Ihre Karnation war doppelt durchsichtig durch das grelle Rot ihrer Wangen, die schwarzgemalten Augenbrauen und drei feine Mouchen im regelmäßig schönen Antlitz. Die hohe Tiara, die durch reich gestickte Ornamente geteilt, ganz von Perlen überdeckt war, gab ihr eine Art Weihe. Der Busen wogte unter dem feinen Schleier in einem reichen goldgestickten Mieder, ein ebenfalls goldgestickter Spenzer mit weiten Seidenärmeln war darüber gezogen, eine breite Seidenschärpe schloß die Hüften ein, und ein darüber geschlagener Kaftan von rotem Tuche und Goldstickerei umfing die Beine; die Füße steckten in reichen schimmernden Pantoffeln. Arme und Hände waren mit einem rotseidenen Tuche sorgfältig verdeckt. Außerdem war die 14jährige Braut mit Schmuck übersäet; sie trug Ohrringe in Filigran und Smaragden, Spangen mit großen Juwelenrosen an leichten goldenen Ketten hingen graziös zur Rechten und Linken des Hauptes herab; zahlreiche goldene Ketten mit funkelnden Medaillons und Korallenschnüren schmückten den Hals, und später entdeckten wir reiche maurische Bracelets an den weißen vollen Armen, und die schönsten Juwelenringe an den feingespitzten Fingern. Der ganze Anzug war voll pittoresker Pracht.

Die Brautmütter, ihrer großen Rolle bewußt, saßen stolz auf ihrem Throne und maßen die Menge, wie die Königin Jezabel ihrer Zeit, mit durchbohrenden Blicken, ganz im Gegensatze zu der schauerlich unbeweglichen Brautmaske. Der Bräutigam trat nun herein, mit einer Art hölzernem Horne auf dem Haupte, an der Seite eine goldgestickte Sammettasche; ihm folgten zwei Rabbis, der Oberrabbi von Tanger mit einem schönen blassen Antlitz und feuerrotem Barte, einen Turban mit violettem Ueberwurfe auf dem Haupte — eine echt alttestamentarische Erscheinung, dann kam ein alter Rabbi, dem zur Seite ein Mann und ein Knabe mit dicken Kerzen standen. Dem Oberrabbi ward auf einem Teller ein volles Glas Wein gereicht; er begann in eigentümlich näselndem Tone hebräische Gebete zu singen, in welche die umstehende Menge zeitweise im Chor einfiel; dann schlürfte er aus dem Glase, gab aus demselben dem Bräutigam zu trinken, worauf es von den Brautmüttern der Braut gereicht wurde: wie einen Leichnam beugte man sie vor, lüftete den Schleier und setzte ihr das Glas an die kirschroten Lippen: sie nippte, ohne die Augen zu öffnen, und sank dann wieder unbeweglich zurück. Hierauf wurde das Glas zerbrochen, wobei eine Jüdin aus Tetuan das schrille eigentümliche Freudengeschrei der Beduinen hören ließ. Der Bräutigam überreichte dann unter Gebeten der Braut den breiten, mit Ornamenten geschmückten Ring. Dann kam der alte Rabbi und wiederholte mit einem silbernen Pokale dieselbe Traufeierlichkeit und ebenfalls mit gesungenen oder eigentlich gekreischten Gebeten.

Bei den Gebeten mußten wir, dem Ritus gemäß, trotz der furchtbaren Hitze unsere Hüte aufsetzen. Nun wurde von einem Anverwandten der auf Pergament gemalte Heiratskontrakt verlesen, dann folgte noch ein Gebet für die Viktoria Regina und ihre Familie. Hierauf wurde die Braut mit großer Mühe bei fortwährend geschlossenen Augen vom Throne heruntergebracht und mußte einen Rundgang, eine Art Polonaise, mit je zwei Honoratioren oder Verwandten unter Singen von Gebeten im Zimmer machen. Die Malerei ihres Gesichtes verhinderte, irgend eine Bewegung oder Erregung in ihren Zügen wahrzunehmen. Nachdem sie wieder auf ihren Thron geführt worden war, endigte die eigentliche Zeremonie. Nun kam Musik, eine Geige und ein Topfschläger, die sich nach arabischer Weise auf den Boden kauerten und maurische Weisen mit näselnden Gesängen vorbrachten. Ein kleines Mädchen, eine Art enfant terrible, im europäischen chamäleonartig schillernden Seidenkleide trat mit ihnen ein und tanzte den mir aus Egypten und Algier wohlbekannten Nahlien ho, jenen unanständigen Gummielastikum-Tanz, der sich mit seiner Musik durch die ganze arabisch-maurische Welt zieht und in Spanien seine Vervollkommnung und Blüte gefunden hat. Nach dem Kinde tanzte die ganze Frauenwelt einzeln, teils gezwungen, teils freiwillig, teils mit dem Schnupftuche wie in Algier, teils mit dem belebenden Tambourin. Die Schönsten waren wie bei uns die Geziertesten und ließen sich lange bitten, ja einige wurden zum großen Jubel des jung gewordenen Gouverneurs von den Männern unter Kämpfen förmlich in die Mitte der Zimmer geschleppt, um dann unter Applaus ihre drehenden, wenden-

*) Aus den Reiseskizzen des Kaisers Maximilian von Mexiko, die 1861 als Manuskript gedruckt wurden und wenig bekannt sind. Red.

den, neigenden, hebenden und schiebenden Bewegungen zu machen. Der Tanz dauerte eine gute Stunde und belebte sichtlich die immer fröhlicher werdende Gesellschaft.

Der Stern der Gesellschaft war eine gewisse Hadra Nahon aus Tetuan; sie war, wie alle andern, der Braut ähnlich angezogen, nur noch geschmackvoller und in noch glänzenderen Farben; ihr goldbeladener Kaftan war von kornblumenblauem Sammet, und auf dem Kopfe hatte sie über dem rotseidenen Tuche eine vorstehende Kappe in Form der schottischen, ganz mit Perlen überstickt. Diese Kappen sind das Abzeichen der Frauen von Tetuan, während die von Tanger nur das flache Seidentuch tragen. Ihr Gesicht war bizarr-kapriziös; veilchenblaue Augen mit hoch- und rundgewölbten Brauen; ein kleines aufwärts stehendes Näschen und schwellende Purpurlippen, aus denen Perlenzähne glänzten; ihr voller marmorweißer Arm und ihre feinen, rosenfarbenen Händchen mit köstlichen Smaragdringen waren von reinster Schönheit. Hadra Nahon mußte dreimal tanzen und wurde jedesmal rauschend applaudiert. Die schönste nach ihr, an Gestalt und Größe eine Judith, war eine Israelitin aus Tanger, dann eine Tetuanerin, ebenfalls eine orientalische Schönheit mit europäischer Koketterie verbunden; sie hatte mandelförmig geschnittene, schwarze Antilopen-Augen, eine wundervolle griechische Nase und einen immer freundlich-schelmisch lächelnden Mund. Ihr Körper war voll und üppig, ihr Tanz mit dem Tambourin der verführerischeste.

Während des Tanzes teilte sich bei der Braut langsam und verstohlen der schwarze Strich der Augenlider, dann hob sie ein Auge nach dem andern auf, als sei sie aus langem Winterschlafe erwacht; meine Glückseligkeit aber machte eine kleine, alte, dicke Frau von der Beweglichkeit einer Eidechse; eine Königin der Tratsch-Schwestern, mußte sie alles sehen, hören und leiten. Ihre scharfen, schwarzen, jovialen Augen waren immer in erregtem Zustande und suchten fortwährend, sich in alles einmischend, im Zimmer herum; bald blickten sie beifällig, bald ermunterten sie, bald fragten, bald staunten sie. Ihr Seidentuch war keck in der herausfordernden Form eines Hornes gebunden, und als man sie zum Tanze bat, glühten ihre Augen vor Glückseligkeit und sie vollführte ihr Kunststück mit jugendlicher Beweglichkeit. Diese Frau muß viele heitere Erinnerungen haben, die sie zum Liebling der Ihrigen machen; auch wurde ihr Tanz mit Jubel begrüßt.

Da ich sah, daß der Gouverneur immer wärmer in seinem Enthusiasmus wurde, und von ihm aus kein Ende der Unterhaltung zu ersehen war, so brachte ich endlich mit diplomatischen Fragen die Sache in Gang. Wir wurden noch in ein unteres Zimmer geführt, um Erfrischungen einzunehmen; getrocknete Früchte, einen köstlichen Hochzeitskuchen, sehr wohlschmeckende Orangenblüten mit Honig, von den Juden „Engelhaare“ genannt, spanischen Wein, mit dem wir auf die Gesundheit des Brautpaares tranken, und recht guten Rosoglio di Barberia. Hadra Nahon und die schöne Jüdin aus Tetuan kamen mit einer der Brautmütter herab, um ihren reichen Schmuck in der Nähe bewundern zu lassen. Sie benahmen sich mit der Sicherheit von Damen aus der großen Welt. Wir schüttelten ihnen und dem Bräutigam herzhaft die Hand und zogen bei einbrechender Nacht heim.

Litterarisches.

* **Sem.** Schauspiel in drei Aufzügen*). Wir wußten nicht, für wen dieses Schauspiel geschrieben ist. Zur Aufführung ist es infolge mancher szenischer Unmöglichkeiten kaum geeignet — der ungebildete Leser wird die Sprache nicht verstehen, und auch der gebildete ist über die Tendenz des Stückes lange im Zweifel. Da kam uns die liebe „Kreuzzeitung“ zu Hilfe; sie tadelte das Büchlein, da muß doch etwas — Gutes daran sein. Wir gingen zum zweiten Male ans Lesen desselben und siehe da, man soll doch nicht voreilig sein mit seinem Urteil, wir fanden wirklich manche Perle. Daß die in dem Glashause Hammersteinischer Vergangenheit sitzende Kreuzzeitung die alte geblieben ist, das wußten wir, somit nahm es uns nicht Wunder, daß sie den Passus, in welchem von einem Kampfe gegen „dunkle Ehrenmänner“ von Seiten des gebildeten, freien Judentums in Verbindung mit dem unbefangenen Liberalismus die Rede ist, in wichtiger Selbsterkenntnis als auf ihr Idealbild eines guten Christen und Stützen des Thrones gemünzt annimmt, und sich die kleine Verdunklung der Thatsachen erlaubt, neben die Worte „dunkle Ehrenmänner“ Christen schlechtweg in Klammer zu setzen. Wir glauben im Sinne des Verfassers zu sprechen, wenn wir der Kreuz-Zeitung insofern Recht geben, daß er thatsächlich Kreuzzeitung-Hammersteinische Christen darunter verstanden wissen will, für andere hat sie doch kein Verständnis.

Sonst will uns die gewaltsame Tendenz des Stückes, welches mit Begründung von Massen-Mischehen die „Judenfrage“ aus der Welt schaffen will, durchaus nicht behagen; ebensogut hätte er auch das Heilmittel der allgemeinen Taufe vorschlagen können, welches allerdings nicht mehr ganz frisch ist. Was wir verlangen und erwarten, ist mehr: Wir wollen als Juden, in durchaus unverfälschter jüdischer Ehe, deren stets behüteten versittlichenden und veredelnden Einfluß auf die Integrität der jüdischen Familie kein vorurteilsloser Christ je geleugnet hat, leben, unser gleiches Recht genießen, weil wir bei den großen Opfern an Gut und Blut, die für das Vaterland gebracht wurden, unser reichlich Teil beigetragen haben und den religiösen bez. konfessionellen Charakter des Staates als solchen — Schulter an Schulter mit bedeutenden Rechtslehrern — nicht anzuerkennen vermögen, von den anderen Gründen, die für die Gleichberechtigung aller Menschen sprechen, ganz abgesehen. Daß dies erforderlich und möglich sei, haben die Vertreter „christlicher“ Staaten durch die That anerkannt, als sie die Türkei — welche sich mit gleichem Rechte einen muhamedanischen Staat nennen darf — zwang, die Verwaltungsgeschäfte zwischen Christen und Muselmännern zu teilen. Und was den Christen im muhamedanischen Staate recht ist, das ist den Juden im christlichen Staate billig.

Dr. M.

* **Prof. Baginsky's Vortrag** über die mosaischen Speisegesetze ist im Drucke erschienen. Er führt den Titel: **Die hygienischen Grundzüge der mosaische Gesetzgebung.** (Braunschweig Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn).

Mit einer Bescheidenheit, welche wohlthätig absticht von der im gegnerischen Lager bei Besprechung von Angelegenheiten des Judentums, des Talmuds und der erfundenen angeblichen Geheimbücher, beliebten widerwärtigen Ueberhebung, hat Herr Prof. Baginsky in seinem Vortrage sich selbst als einen Laien bezeichnet. Er beweist aber in seiner lichtvollen Darstellungen das Gegenteil.

Mit Liebe, Interesse und wissenschaftlicher Gründlichkeit hat er sich seiner Aufgabe unterzogen, den hygienischen Wert der ihrer Zeit weit vorausschauenden mosaischen Gesetzgebung darzustellen, und er war sehr glücklich in seinen Ergebnissen, die er uns in gedrängtem Rahmen vors Auge führt.

Heute noch gilt ihm die Wahrheit des vor einem Jahr-

*) „Sem“, Schauspiel von Caesar Astfalk. Leipzig bei Wilhelm Friedrich.

hundert von Johann Peter Frank gethanen Ausspruches: „Oft habe ich die Genauigkeit der mosaischen Polizeigesetze, die gewiß alle in einem Staate je getroffenen öffentlichen Gesundheitsanstalten übertreffen, bei mir selbst überdacht, und indem ich fand, daß der große Gesetzgeber sich auch bis auf die niedrigsten Gegenstände herabließ . . . . mit Bewunderung jene Zeiten mit der unsrigen verglichen", was bei der Höhe, auf welche die hygienische Forschung in den letzten Jahren gelangt ist, sicherlich sehr viel besagen will. Die allgemeine Wohlfahrt fördert Mose indem er das hygienische Gebot für den Einzelnen zur Gesamtheit in Beziehung bringt und es zum Gesetze erhebt, und so die bezüglichen Vorschriften zu einer Rechtspflege des Gesundheitswesens erweitert. Selbst die Art, wie er statistische Zahlen herbeiführt, wobei er weniger auf die trockene Abzählung Rücksicht nimmt, ja sie sogar verbietet, zeigt, daß es ihm hauptsächlich darauf ankam, die Zahl der Lebenden zu der der Toten als Maßstab für die Beurteilung des öffentlichen Gesundheitszustandes zu gewinnen.

Der Herr Verf. versucht in der mosaischen Gesetzgebung die hygienische Grundlage aufzufinden, weniger aber den gesundheitspflegenden Kern der einzelnen Vorschriften ins Auge zu fassen, wenn er letzteres auch nicht ganz verschmäht, zumal wenn es für die aufgestellten Behauptungen als triftiges Beweismittel dienen soll. Der Wert der Sabbatbestimmungen für das soziale Wohlbefinden, die Circumcission, Speise- und Reinheitsgesetze, wird ins rechte Licht gerückt, und die Notwendigkeit der Ueberwachung der letzteren durch die damaligen Träger der medizinischen Kenntnisse — die Priester vom Stamme Levi — betont. Hier verstanden wir nicht, was den gelehrten Verfasser bewogen hat, die Zugehörigkeit von Mose und Aron zum Stamme Levi, nur als wahrscheinlich hinzustellen. Ebenso unklar ist es uns auch, warum er dem Verbot des Blutgenusses die Bedeutung eines Hygienegesetzes fast ganz abspricht und es lediglich mit „kultischen Vorstellungen" begründete. Das heutige polizeiliche Verbot des Blutgenusses von geschächteten Tieren, weil es mit ungesunden Teilen, welche das sterbende Tier aus dem Magen ausscheidet, durchsetzt ist, hätte ihn doch eines Bessern belehren sollen.

Daß der Verf. die ganze einschlägige moderne Litteratur beherrscht und verwertet hat, ist bei einem Manne der Wissenschaft, wie es Herr Prof. Baginsky ist, wohl selbstverständlich. Deshalb sei die Schrift, deren Ertrag überdies einem wohlthätigen Zwecke dient, besonders allen denen, welche häufig in die Lage kommen, den hohen Wert der Heiligtümer des Judentums auch für die heutige Zeit verteidigen zu müssen, in ihrem Interesse auf das wärmste empfohlen.

Dr. M.

* **Patriotische Reden** von Dr. J. Kohn, Rabbiner in Jnowrazlaw. Verlag von Kauffmann, Frankfurt am Main. Die Besprechung von Predigtsammlungen gehört zu den unangenehmsten Aufgaben; denn die Predigten sind in der Gegenwart zumeist viel zu geistlos und langweilig, um zur unterhaltenden, und viel zu gehaltlos, um zur wissenschaftlichen Litteratur gerechnet zu werden. Die Betrachtung der vorliegenden Sammlung patriotischer Predigten hingegen wirkt erhebend und erfreuend. Denn dieselbe enthält wahrhaft homiletische Gedanken, vortreffliche Deutungen interessanter Midraschstellen. Der als vorzüglicher Prediger bekannte Verfasser macht eine anerkennenswerte Ausnahme von der allgemeinen traurigen Regel, welche die vier Ellen der Bibel nie verläßt, und wählt innige und sinnige Talmud- und Midraschstellen — manchmal auch eine bedeutsame Massorah — zum Text. Trotz dieser Ketzerei gegen die Satzungen der „modernen" Homiletik erfüllen die Reden Kohns die berechtigten Anforderungen der homiletischen Technik. Diese gottesdienstlichen Vorträge liefern den in der Jetztzeit leider notwendigen Beweis, daß auch Predigten — mit Inhalt — formell ausreichen können, daß auch belehrende Reden erbauen können. Belehren und erbauen soll die jüdische Predigt. Verstand und Herz müssen zugleich gehoben werden. Unsere Predigten müssen daher vom Wunderduft des Midraschgeistes umhaucht sein! Diesem Geist der Hagada begegnet man in den patriotischen Reden Kohns. Sie seien daher bestens empfohlen.

Dr. J. Niemirower.

Lose Blätter.

* **Zwei Baudenkmäler Toledos.** Unter den interessanten Baudenkmälern Toledos fesseln zwei Synagogen in hervorragendem Maße des Beschauers Blick, weil sie als die einzigen Zeugnisse des dortigen Aufenthalts der Juden in die Gegenwart hineinreichen. Die ältere von beiden, welche den Namen Sancta Maria la Blanca führt, wurde während der Araberherrschaft erbaut, nach der Vertreibung der Mauren in eine Kirche, dann in ein Asyl und hierauf in eine Kaserne umgewandelt. Vor einigen Jahren ließ die Kommission zur Erhaltung der historischen Denkmäler das halbzerfallene Gebäude restaurieren, und es bildet nunmehr eine der meistbesuchten Sehenswürdigkeiten der Stadt. Die andere Synagoge wurde im XIV. Jahrhundert von Samuel Levi, dem Schatzmeister Peters des Grausamen, auf eigene Kosten erbaut. Bei dem Fürsten in hoher Gunst stehend, erwirkte Samuel Levi die Erlaubnis, das Gotteshaus zu errichten, eine Vergünstigung, welche um so größer war, da gerade damals die Juden in anderen Teilen des Reiches aus ihren Synagogen vertrieben wurden. Samuel Levi behauptete sich nicht lange in der königlichen Gunst; von seinen Feinden verleumdet, wurde er seines Amtes verlustig erklärt, seine Güter wurden konfisziert, seine Familie endete im Kerker, er selbst unter den Qualen der Folter. Wahrscheinlich wurde schon damals die von ihm erbaute Synagoge geschlossen und blieb unbenützt, bis sie im Jahre 1494 in eine Kirche umgewandelt und dem heiligen Benedikt geweiht wurde. Besondere Verehrung genoß ein Bild, das die „Himmelfahrt Mariä" darstellt, und von diesem Bilde erhielt die Kirche den Namen El Transito, womit sie noch heute bezeichnet wird. Das Innere des Gebäudes bildet ein Rechteck, dessen Seiten den vier Himmelsgegenden zugekehrt sind. Die Mauern sind aus Stein, die Decken aus gebeiztem Holz. Die nördlichen und südlichen Wände sind gleich und unterscheiden sich nur durch die Inschriften. Ehemals waren fünf Tribünen, die sich an die südliche Mauer anlehnten, zu Sitzen für Frauen bestimmt. Ein breiter Fries, aus drei Streifen in Stuck bestehend, läuft an der oberen Partie der Mauern entlang; die oberen und unteren sind mit Inschriften aus der Bibel bedeckt. Das Mittelfeld, größer als die beiden anderen, ist ein Basrelief, das eine Rebe darstellt, deren Gezweige verschlungen das Wappen von Kastilien und Leon umgiebt. Ueber dem Fries, die Dachung des Gebäudes tragend, erscheint die Wandbekrönung, ein Werk, das leichter zu bewundern als zu beschreiben ist; denn die Feder giebt die magische Wirkung der Säulchen, die Anmut der Kapitäle, den phantastischen Anblick der Bogen, noch weniger den Reichtum der Arabesken und die elegante Symmetrie der Rosetten wieder, die sich von einem Fachgrunde abheben, der eher einem Spitzengewebe gleicht, als einer Stuckarbeit. Die östliche Mauer

würde ein besonderes Studium verdienen. Die beiden Wandflächen rechts und links, mit Teppichen maskiert, tragen jede ebenfalls eine große Inschrift, die ein Flächenmuster von bewundernswerter Bildhauerarbeit umgiebt. Eine der Inschriften, welche zu Ehren des Gründers des Tempels angebracht wurde, lautet: „Da es keinen König mehr gab in Israel, der uns aus der Gefangenschaft hätte befreien können, haben wir uns zerstreut: die einen sind in dieses Land gekommen, die anderen nach anderen Teilen der Erde, und alle beweinen wir unser Vaterland. Und wir, die wir hier wohnen, haben diesen Tempel erbaut mit kräftig starkem Arm und starkem Herzen. Der Tag, wo er vollendet wurde, war ein hoher Freudentag für alle Juden, viele, welche von dem Werke Kunde erhielten, sind aus den entferntesten Gegenden der Erde herbeigeeilt und frugen, ob denn ein Mann aufgestanden sei, der im Geiste groß genug sei, unsere Gemeinschaft zu leiten. Samuel war unsere Schutzmauer: Gott ist mit ihm und mit uns gewesen; er hat Gnade und Erbarmen für uns erlangt. Er war ein Mann der Arbeit und des Friedens, mächtig unter allen und ein großer Wohlthäter. Dieser Tempel ist erbaut worden unter der Regierung des Don Pedro. Gott sei sein Schutz und Beistand, daß er sich erhebe über alle Fürsten. Er sei mit ihm und mit allen aus seinem Hause, daß sich jeder lebende Mensch vor ihm demütige."

* z **Die Lage von Ophir und der Ursprung des Wortes „Afrika."**. Auf unsere Vermutungen über die Lage des Bezirks Ophir, der in der heiligen Schrift als reich an Gold, Edelstein, Elfenbein und Vögeln mit schönem Gefieder geschildert wird, ist ein neues Licht geworfen worden. Es wurde gewöhnlich angenommen, daß er in Indien liegt, und daß von diesem Teile der Welt die Schiffe des Königs Salomo, sowie die des Königs von Tyrus, die Schätze brachten, welche ihre Städte bereicherten. Aber keine geringere Autorität als Dr. Carl Peters ist durch Dokumente, welche ihm kürzlich vor Augen kamen, überzeugt worden, daß nicht Indien, sondern Afrika unter der in der Bibel erwähnten freigebigen Vorratskammer verstanden werden muß. Dr. Peters hat die Ergebnisse seiner Untersuchung, welcher die Angaben eines jüngst von ihm entdeckten historischen Atlas zu Grunde liegen, veröffentlicht. Der Atlas wurde in der ersten Dekade des 18. Jahrhunderts in Amsterdam gedruckt und bestätigt wieder einmal das Sprichwort, daß es nichts neues unter der Sonne giebt. Die uns durch diese Landkartensammlung übermittelten Nachrichten beweisen, daß der Komplimator schon damals im Besitze vieler Kenntnisse über Afrika war, welche wir uns in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts entdeckt zu haben schmeicheln, welche aber fast 200 Jahre alt sind. Wir wissen, daß die Portugiesen am Congo und Chambesi im 17. Jahrhundert bleibende Kolonien hatten, und es ist nun klar, daß sie einen großen Teil der umliegenden Distrikte kannten, sonst hätten solche Mappensammlungen, wie die jetzt von Dr. Peters wieder herausgegebene, niemals verfaßt worden sein können. Wie diese Kenntnis für so lange Zeit geheimmt wurde, das ist eine jener sonderbaren Launen der Geschichte, welche wir teuer genug bezahlt haben mit Geld und mit Menschenleben, die bei den letzten Afrikaforschungen zu Grunde gegangen sind. Mit der Abnahme der portugiesischen Macht im „dunklen Erdteil" scheint auch ihre geographische Wissenschaft begraben worden zu sein und ist erst jetzt wieder ans Licht gekommen, um sich in der Beleuchtung moderner Forschungen als vollständig korrekt zu zeigen. Der alte holländische Atlas giebt überraschend gute Aufschlüsse über die Ost- und die Südwest-Küste Afrikas, über den Lauf des Congo und des Zambesi und anderer Nachbarströme, über die zwerghaften Akkastämme und über den großen Urwald an der Nordwest-Biegung des Congo. Der historische Atlas spricht überdies von den großen Schätzen, die im Zambesi-Gebiete gefunden wurden, Gold, Juwelen und kostbare Tiere, und galt sogar so weit, die Lage besonders hervorragender Goldminen anzugeben. Hier lagen zweifellos die alten Besitzungen Mono-Mueni, deren Ruinen jüngst gefunden wurden. Dr. Peters ist der festen Ueberzeugung, daß diese Ruinen phönizischen und sabarischen Ursprungs sind, und hier auch der im alten Testamente erwähnte „Ophir" lag. Ja, er nimmt sogar an, daß die drei hebräischen Konsonanten אפר wahrscheinlich die Wurzel des Wortes „Afr" enthalten, welchem nachher die lateinische Endung „ica" angehängt wurde. Er thut ferner dar, daß hier ein sehr angesehener Landungsplatz für die Schiffe kleinasiatischer Fürsten war.

* **Die Schnelligkeit des Lebens.** Worin sich die gegenwärtige Zeit ganz besonders von den früheren Jahrhunderten unterscheidet, ist die Schnelligkeit, mit welcher man lebt und die zum Bedürfnis geworden zu allem, was man lebt. Wie durch die Dampfkraft alle Entfernungen geschwunden sind, wie durch den elektrischen Draht alle Ereignisse in alle Weltteile und alle Schichten des Volkes aufs schnellste verbreitet werden, so hat sich der neuere Mensch eine Eilfertigkeit angewöhnt, welche oft genug den besten Lebensgenuß stört und der Gründlichkeit der Arbeiten auf technischem wie geistigem Gebiete schadet. Man will alle Früchte selbst genießen und zwar alsbald nach der Saat. Die Zirkulation soll schnell gehen, und was langsam geht, dazu hat man keine Zeit. Man erneuert lieber wieder, als daß man auf die Dauer arbeitet. Unsere Väter konnten sich nicht satt sehen, nicht satt hören, nicht satt beten, nicht satt schmausen, nicht satt feiern — jetzt aber wird man alles dessen, was lange währt, und wenn es noch so schön wäre, noch so geistreich, noch so schmackhaft, bald überdrüssig, und wer jetzt Eindruck bei dem Publikum machen will, muß bald enden, sei es in Rede, in Musik oder sonst etwas. Alles wird schnell abgenutzt. Man will immer etwas neues, neue Staatsmänner, neue Schauspieler, neue Bücher, neue Kleider, neue Einrichtungen, neue Gesetze. Daß dieses Drängen, Wechseln, Erneuern sein gutes hat, wollen wir nicht leugnen. Es macht vielseitig, es läßt nichts modern und faulen, es entfaltet alle Kräfte, es spornt den schöpferischen und erfinderischen Geist. Unsere Väter verschwendeten gar zu viel Zeit und Mühewaltung in nutzloser Weise; sie kamen nicht vorwärts und die besten Kräfte versiegten, weil ihnen die Verwendung behindert ward; man begnügte sich mit geringen Verbesserungen, wo die Schäden auch noch so offen lagen. Allein jene Flüchtigkeit und Schnelligkeit in unserer Zeit bringt nicht minder ihre Nachteile mit sich. Das innerliche Leben hört ganz auf; die Beschaulichkeit, die ernst mit Erkenntnis und Wahrheit meint, hat keinen Reiz; die Ausdauer, die im stillen wirkt und sich durch hundertfache Täuschung nicht beirren läßt, wird zu einem gar seltenen Vogel; die Oberflächlichkeit triumphiert, wenn sie sich nur irgendwie zu verkleiden versteht; weil man soviel sieht und erfährt, versieht man das eine über das andere, und selbst das Verdienst schwindet bald aus der Erinnerung, wenn es sich nicht immer wieder bemerklich macht. Aus der Fülle der gegenwärtigen Erscheinungen wird, fürchte ich, weniger für die folgenden Jahrhunderte übrig bleiben, als aus den früheren für uns geblieben!

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin.
Druck von E. Wertheim, Berlin NW.